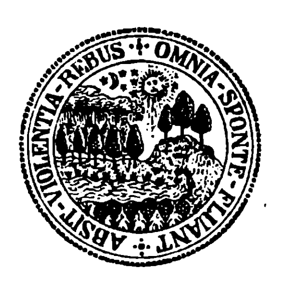
Geisteskultur und Volksbildung

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft

Herausgeber und Schriftleiter:
Ferd. Jak. Schmidt und Georg Heinz



INHALT:

Pannwitz, Chelčický und Comenius
Johann Knox, Ein Kämpfer für Gewissensfreiheit
Das Übersinnliche und das Überkonfessionelle
Töwe, Ziel und Wege der Volkshochschule
Streiflichter — Rundschau — Bücherschau
Gesellschaftsnachrichten

30. Jahrgang | Neuntes bis zwölftes Heft | Sept.—Dez. 1921

Verlag von ALFRED UNGER in Berlin C2

COMENIUS-GESELLSCHAFT

für Geisteskultur und Volksbildung. Begründet von Geh. Archivrat Dr. **Ludwig Keller**

Die Mitgliedschaft wird für die Mitglieder innerhalb Deutschlands, der Freien Stadt Danzig, für das Memelgebiet und für Westpolen durch Einzahlung des Mindestbeitrages von **M. 30.—** erworben. Die Beitragszahlung kann erfolgen:

1. auf das Konto der Comenius-Gesellschaft
   a) bei der Mitteldeutschen Creditbank, Depositenkasse K in Berlin C 2, Königstr. 25-26 — nicht mehr Deutsche Bank,
   b) bei dem Postscheckamt Berlin auf das Konto Nr. 21295,
2. durch direkte Einzahlung bei der Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft in Berlin C 2, Spandauer Str. 22,
3. bei jeder Buchhandlung.

Für das Ausland ist der Jahresbeitrag wie folgt festgesetzt:

Belgien u. Luxemburg	20 Fr.	Holland	4 Fl.	Schweden	7 Kr.
Dänemark	8 Kr.	Italien	28 Lire	Schweiz	8 Fr.
England	7 Sh.	Japan	3 Yen	Spanien	9 Pes.
Frankreich	20 Fr.	Norwegen	8 Kr.	Verein. Staaten u. Mexiko	1,50 Doll.

Für Bulgarien, Deutsch-Österreich, Finnland, Polen, Rumänien, Rußland, Südslavische Staaten, Tschechoslowakei, Türkei u. Ungarn beträgt der Jahresbeitrag **M. 40.—**.

Die Mitglieder erhalten die Zeitschrift der Gesellschaft kostenlos. Diese erscheint jährlich in 12 Heften im Umfange von je 2 bis 3 Bogen. Die Hefte sind auch einzeln zum Preise von M. 4.— käuflich (Doppelhefte M. 6.—).

Bei Zahlungen von **Behörden** oder **Vereinigungen** ist zur Vermeidung von Mißverständnissen die Angabe, für **welche** Empfänger der Zeitschrift die Beträge **gelten**, dringend erforderlich.

Die **Versendung** der Zeitschrift erfolgt in Deutschland durch Postüberweisung. Nach Gebieten außerhalb Deutschlands Versand unter Kreuzband. Genaue Anschriftsangaben sind unbedingt nötig!

Dringende Bitte: Unentwegt **neue Freunde** für die C.-G. werben!

Wer die gute Sache der C.-G. fördern und verhüten will, daß sie nach 30 Jahren fruchtbarer Arbeit in der Not dieser Zeit untergeht, der überweise uns über den Mindestbeitrag hinaus ein **Notopfer**. Die Kosten der Zeitschrift sind auf das **Zwanzigfache** gestiegen, der Mitgliedsbeitrag aber **nur** auf das Dreifache! Wir kranken daher an einem gewaltigen Fehlbetrag. Postscheck für Ihre Spende, die wir recht bald erbitten, anbei!

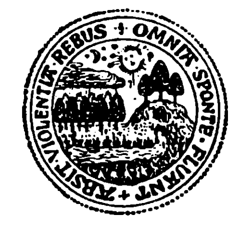
INHALT (Fortsetzung)

Streiflichter . . . . Seite 224
Rundschau . . . . „ 233
Bücherschau . . . . „ 239
Philosophie — Religionskunde — Geschichte — Staatswissenschaften — Kunst — Literaturgeschichte — Sprachgeschichte — Sagenkunde — Schöne Literatur — Jugendbücher
Gesellschaftsnachrichten . . . . Seite 265

Verlag von ALFRED UNGER, BERLIN C2, Spandauer Straße 22

// Geisteskultur und Volksbildung
Monatshefte der Comenius-Gesellschaft

Schriftleitung:
Prof. Dr. Ferd. Jak. Schmidt
Berlin - Grunewald,
Hohenzollerndamm 55
Dr. Georg Heinz
Berlin O 34
Warschauer Straße 63

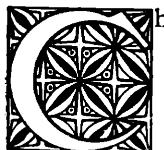


Verlag von
Alfred Unger, Berlin C2
Spandauer Straße 22
Jährlich 12 Hefte
Preis für den Jahrgang M. 30.–
Einzelhefte M. 4.–
Bezugspreise für das Ausland
auf der 2. Umschlagseite

30. Jahrgang | Neuntes bis zwölftes Heft | Sept./Dez. 1921

CHELČICKÝ UND COMENIUS

Von Rudolf Pannwitz



Chelčický hat um 1390 — 1460 gelebt, als Zeitgenosse der Hussitenbewegung. Er ist geistgewordner Bauer, Reformator aus Treue und Vernunft, eisern konsequent im Denken und Handeln; doch wiederum solch natürlichen Verstandes, daß er in keine Mystik des Denkens noch eine Fanatik des Handelns gerät, sondern gerade in seinem Radikalismus die Harmonie bewahrt. Er ist eigentlicher Anarchist, aber nicht zur weltlichen Tat, sondern zum göttlichen Heil, allein aus strengem Urchristentum. So steht er zwischen den Parteien, unabhängig gegenüber allen Glaubensgenossen, verurteilt auch das siegreiche Blutvergießen der Seinen und zieht sich aus der Hauptstadt auf sein Erbgut zurück. Vergleicht man seinen Typus, so findet man ihn als Kritiker zugleich logischer und höflicher, auflösender und abwägender, als die bekannteren Reformatoren, als Menschen unvoreingenommen, ohne den aufbegehrenden persönlichen Haß und noch im Zorne slawisch weich — es ist bei aller Drastik kein wüstes Schelten, die Drastik ist mehr nur eine Plastik und die Charakteristik großartig. Merkwürdig ist die Verwandtschaft mit Calvin: in der geistigen Konsequenz und dem Radikalismus; doch fehlt der glühende Fanatismus und bleibt eine wiederum den Deutschen ähnliche Gutartigkeit. — Chelčický verurteilt jede Gewalt und mit ihr jede Art Herrschaft: an Christi Stelle sich zu setzen sei eine heidnische Regierung; aber ebenso verurteilt er jede Auflehnung und jede Art Rache, nicht nur die der Tat, auch die der Seele, mit unbestechlichem Blick die Motive derer drunten wie derer droben erkennend, mit unerbittlicher Wage das Gleichgewicht beiderseitigen Unrechtes feststellend. Wobei noch merkwürdig ist, daß

mit dieser Absolutheit alle Weltlichkeit verworfen wird, nicht aus einem eignen Triebe in Hinterwelten etwa, sondern in einem durchaus derben religiösen Demokratismus, dessen Ziel eine einheitliche gerechte göttliche Ordnung eben unsere Welt ist — dies ist genau tschechisch. — Chelčický will in seiner naiven und unbekümmerten Überzeugung (vollständig anders als Tolstoi und all die Schwärmer mit heißem Kopf und kaltem Herzen) die irdische Ungleichheit abgeschafft haben: alle Satzungen, Ämter, Stände, Kirche, Staat, Autorität, Gewalt, Krieg, Todesstrafe, Wissenschaft und jedes „Heidentum", an dessen Stelle Bibel, Prädestinationslehre, Leben im Vorbild Christi, Freude Gottes Gesetz zu erfüllen, Bereitung aufs Jenseits. Dieser Radikalismus in ganzer Reinlichkeit und ohne Konflikt ist möglich, da sein zeitlicher Quell der lebendigste Glaube an die unmittelbare Nähe des Antichrist und des Weltendes ist. Mit diesem Radikalismus und seinem Urgrunde steht und fällt die irdische Möglichkeit jeder urchristlichen Moral, auch der größern Hälfte der Moral Christi selbst, deren Festhaltung ohne solche Gewißheit ist Epigonentum und Dekadenze und wird immer halbe Heuchelei. Anderseits aber ist die Ethik eines Christus und eines solchen Nachfolgers wie Chelčický nicht nur überreich an Ewigkeitsgehalt, der allein die Seele gilt, sondern auch selbst Zeitstimmung und -Ausdruck, die, wie unser Europa bisher geworden und geblieben, von Frist zu Frist die Führenden, die Völker und die Massen, als die Vergöttlichung ihres innersten Fühlens, wieder und wieder aufregen, mitziehen müssen — wir leben heut wie je im sterbenden Babylon, Rom, Paris und London, wer es noch immer nicht weiß, der lese Disraeli. — Die ernstesten Tschechen von heute finden sich selbst am tiefsten ausgesprochen durch Chelčický, so möge er einige Seiten lang aus eignem Munde sprechen.

Krieg und Gewalt; drei falsche Stände. Ein Gottesvolk. — Und damit haben die Herren das Volk auseinandergerissen und aufgebracht die einen wider die anderen und jeder jagt sein Volk wie eine Herde in den Kampf wider den anderen. Und so ist durch die vielen Herren schon alles Bauernvolk aufs Morden gebracht, daß sie in Haufen einherziehen mit bewaffneter Hand, gerüstet mit Geschütz und anderen Waffen nach Schelmenart und bereit sind zum Kampf. Durch welche Dinge alle Bruderliebe mit mörderischer Blutrünstigkeit übergossen ist, damit aus solchem Trachten leichtlich Kämpfe würden und andere Morde überall dicht seien; denn darauf ist das Volk gerüstet, weil es mit den Herren bereit sein muß zum Krieg und muß Waffen dazu kaufen, damit sie dann immer einhergehen könnten wie schlechtes Rittervolk in Haufen und in Rotten, bereit zum Morden, und bei Kirchweih, auf Jahrmärkten, auf Hochzeiten willens Blut zu vergießen. Mit welchen allen Dingen unser Glaube erniedrigt

ist und geschändet selbst vor den Juden . . . Weshalb wir darin nichts anderes sehen können, nur Gift vergossen in der Kirche Gottes durch den Papst und den Kaiser, damit aus ihnen wachsen Diener Gottes, die gegründet sind aufs Schwert, auf daß sie so lang und breit wachsen, bis alles sich zum Schwert verkehre und dick werde von einer Wunde, die hoch geschwollen ist und mißfarben, daß die Heiden Abscheu hätten hinzusehen . . .

*

Dieses ist das Gesetz Jesu, das er selbst über den Sünder erfüllt hat mit der Tat und so zu tun gebot und den Glauben darauf gegründet hat für alle, so ihm dienen wollen. Und die dieses Glaubens nicht sind, die Sünde des Unglaubens bleibt auf ihnen und sind in die Heidenschaft geraten, da sie den Doktoren in ihrer Lehre gefolgt sind. Denn diese, indem sie die Macht des Kaisers mit dem Schwert an sich genommen, haben ihm den Dienst Gottes gesetzt im Töten jener, so Jesus in Gnaden angenommen, und gelehrt, so ein Kaiser oder Ritter solche mordet, daß er damit Gott diene, nicht sei Mörder noch Blutvergießer, aber ein Diener der Gesetze, so ihm Gott gegeben, als ein Diener Gottes, Rächer des Zornes Gottes, und daß er nicht soll gerichtet werden für das Töten der Bösen als fremd oder verstoßen von der himmlischen Heimat, sondern als rechter Bürger der Heiligen. Weshalb seine Dienstbarkeit gegen Gott im Töten der Bösen so ehrsam sei und bekräftigt mit ewiger Seligkeit wie der Dienst des Priesters am Altar, wenngleich er immer in den Fußtapfen der Heiden steht mit dieser Dienstbarkeit. Und so sind dieses zwei Wege gar weit voneinander und einer wider den andern laufend: der eine Jesu und der andere der Doktoren. Weshalb wer jetzt im Zweifel ist und nicht weiß, wem er Glauben geschenkt, Jesu oder den Doktoren, in Betrübnis bleiben wird.

*

. . . diese (die römische) Kirche fällt in drei Teile, als Herren, Könige, Fürsten — der erste Teil, der da wehrt, schlägt und schützt; und den zweiten Teil hält die Priesterschaft, die da betet; den dritten Teil halten die fronenden Werkleute, und die sind bestellt für die Notdurft des Leibes jener beiden. Und ist der Leib Christi also geteilt, welche Ungleichheit ist in ihm! Zwei Teilen ist gar wohl, denn beide sind sie müßig und fressen viel und prassen oder liegen auf dem dritten Teil, den sie sich untergelegt, und er trägt auf seinen Schmerzen die Lust der zwei Rotten von Freßsäcken, deren eine gar zu große Zahl ist. Denn wie bei großer Hitze die Wanderer nach Ruhe unter einem Dach im Schatten verlangt, so streben sie darnach, Herren zu werden. Und wenn sie nicht Herren sein können, so begehren sie Diener bei ihnen zu sein, damit sie ihrer reichen und üppigen Tische teilhaft würden und aller Arbeit ledig herumstehen

und herumsitzen könnten. Auch viele Priester eilen sich sehr in die Priesterschaft und dienen gerne bei Priestern um der satten Tische willen. Weshalb die beiden faulen Fresserhaufen in ihren Lüsten das Blut des fronenden Volkes gar sehr trinken und sie wie Hunde drücken mit großer Verachtung . . . Aber in diesem dreieckigen Leibe betrüben sich die einen weinend, und die anderen lachen ihrer; die einen schwitzen in schwerem Fronwerk, und die anderen liegen müßig im Schatten . . . In diesen Worten Christi wird kundgetan, daß ein Volk, so Gott gefallen will und will erlöst werden durch den Tod Christi, . . . geeinigt soll sein zu göttlicher Einheit und in dieser Einheit vollkommen . . . so wie viele Glieder im Leib geeint sein können durch Liebe, Nachgiebigkeit, Willfährigkeit, Nachsicht . . . damit sie einen Gott haben, einen Herrn und Vater für alle, einen Glauben, ein Gesetz, um sich darnach zu richten. Da sie alle eins sind, haben sie alle Teil an jedem göttlichen Dinge, denn sonst könnten sie nicht eins sein, wenn sie sich in göttlichen Dingen scheiden würden, sich in ihnen welche Sonderheiten anmaßend oder sich über die anderen erhebend oder mit Gewalt sich vordrängend. Eine solche Einheit aus dem Glauben Christi ist für uns Gesetz und Verwaltung; und was aus diesem Glauben hinaustritt, ist alles Sünde. Weshalb die vorbesagten Rotten, die sich von einander scheiden durch ihre besonderen Gesetze und heidnische Herrschaft, indem jede herrschen will und die andere bedrücken, alle solche gehören nicht zum Gebet Christi, weil sie nicht in seinem Geiste und in seinem Gesetze mit ihm verbunden sind.

*

Und so mögen die Menschen mit aller Art Güte glänzen nach den menschlichen Gesetzen, so sie nicht die Güte haben, als welche Gott gewählt hat in der Erfüllung seines Gesetzes, werden sie immer verirrt bleiben und geschieden von Gott und von seinem Gesetze. Denn Gott hat nur eine einzige Güte für alles Volk erwählt, das seine Gnade haben will in der Erfüllung seines Gesetzes, und hat keine anderen Gesetze gesetzt noch gewählt, unter die sich die vielen Rotten stellen könnten, als da geteilt sind durch erfundene Bräuche, Sinn und Werke.

Das Netz Petri; Hoffahrt des Adels. — Und der Beginn aller dieser Dinge ist vom Netze Petri und wird sein davon die Rede bis ans Ende. Und Petrus hat mit dem Netze des Glaubens viele Gläubige aus dem Meere dieser Welt gezogen, aus Irrglauben und Unglauben und hat sie im Glauben Gottes gemacht wie bekleidet mit dem Netze; und hat gemacht, daß die Menge der Gläubigen eines Herzens sei und einer Seele. Aber nach einiger Zeit fanden sich durch das Werk Satans viele Fische, die zuwider waren dem Netze oder Menschenrotten zuwider dem Glauben, die zerrissen haben das Netz des Glaubens, daß der Glaube nicht mehr Macht hat nach seiner

Gerechtigkeit, einzig die Zeichen des Irrtums stehen auf den verirrten Menschen. Denn die widrigen Rotten wollen nicht im Glauben bleiben, noch nach dem Glauben gehen, aber ziehen den Glauben nach sich, damit er ihre Häßlichkeit verberge, wie ein ehrbar Gewand den Leib der Aussätzigen schützt. Aber sonst wollen sie nicht Leben vom Glauben empfangen; sie hassen es, wenn ihnen der Glaube will wahres Leben reichen.

*

Und hier von den Rotten und den Geschlechtern, so mit Wappen gekrönt sind. Ihre Geburt ist im Eiter und ihre Herrlichkeit endet im Gestank und ihre Hoffahrt in Schande . . . Obwohl sie sehr kenntlich sind mit ihrer Widersetzlichkeit gegen das Kreuz Christi und ihren Schmähungen, können sie nicht sichtbar werden in dieser Widrigkeit, denn der falsche Prophet, der Lüge spricht als Wort Gottes, ist zu ihnen getreten und sagte ihrem Lästern: so steht es eurem Stande an.

*

Weshalb diese vielgestaltigen wappengekrönten Geschlechter dem allem widersetzlich sind, was gesagt ist, nicht so wie andere Menschen, aber weit übertreffend andere Menschen in der Erniedrigung des Sohnes Gottes. Denn eine zwiefache Geburt haben sie: aus der Sünde Adams, auch greifen durch sie nach mannigfacher Sünde . . . Und die zweite Geburt haben sie aus der Sünde, die benannt ist nach dem Geschlecht, damit sie nach dieser Geburt Edle seien und zubenannt würden „Guter“, „Ehrbarer“, „Gar Ehrsamer“, „Weiser“ und sich mit dieser Geburt, die mit Absicht wird hochgehalten in der Welt, sich absondern von allen Menschen und sich aufrichten über allen Menschen wie eine Fahne mit allen Sachen, so zum menschlichen Leben gehören: Namen, Gestalt, Kleid, Speise, Wohnung; und alle Bräuche und Umgang haben sie abseits anderer Menschen und messen ihren ganzen Lauf mit ihrer erdichteten Ehrbarkeit, die doch vor erfundenem Stolz nach Welt stinkt wie ein Aas voll bittern Gestanks; denn mit aller Lebensart, Sitten und Worten zeigen sie Hoffahrt . . . Es ziemt ihnen keine mühsame Arbeit, noch Leiden, noch Tadel, noch sonst eine Schlichtheit, noch Erniedrigung, noch der Dienst Anderen, sondern nur ein freies untätiges Leben, leicht, satt von leckeren Dingen, Reinlichkeit und Schönheit und Kleider von seltsamer Art, wunderlich ersonnen und höfisch, voll teueren neuen Zierats zur Verwunderung aller wie Götter und Göttinnen . . . Auch ziemen dem Reichen köstlich aufgeschmückte Tische, reinliche und weiche Betten, süße und angenehme Worte, voll Schmeichelei und die immerzu: „Geruhe Euer Gnaden“ anfangen. Und immer daß diese Erhabenheit blühe mit schönem Waschen in den Bädern, wollüstigem, häufigem und unablässigem Waschen mit Mühen der Diener bis zum Überdruß,

da sie sich weißen, spülen, so ein sodomitisch Leben führen. Auch diese Herrlichkeit gleicht der Herrschaft der Heiden, denn dieses wappengekrönte Geschlecht hat die Erde besetzt und die Herrschaft erhalten über allen Menschen. Weshalb sie durch den Schmerz und den Schweiß der Bauern und Dörfler diese edelmännische Herrlichkeit können zustandebringen, auf daß sie zu ihrer Verhöhnung und Schmerz sich in großem Stolze blähen und ihre Freuden hätten in ihrem Blut und mühsamen Schweiß. Hier hat ihre Herrlichkeit ihren Grund. Aber so wie die Mühsal der Bauern würde fallen, würde ihr elendes Hochgeborensein gleich wert sein wie das der Schweinehirten.

Gegen das Aufbegehren des Fronvolkes. — Aber das ist der wahrste Grund, warum sich viele auflehnen gegen die Macht, daß sie ihnen beschwerlich ist mit ihrer Grausamkeit und sie bedrückt mit großem Zins, Geschatz, schwerem Frondienst und vielem Unrecht, daß sie stöhnen, murren, schelten und fluchen, und so sie ihren Herrn ein übel Ding ersinnen könnten, so wäre ihnen wohlgetan. Und auch damit sündigen solche, daß sie sich an ihren Herren rächen und ihnen fluchen; und fluchen sich kein Nutzen herbei. Die Herren sündigen an ihnen, da sie ihnen Unrecht tun; und sie sündigen, da sie sich an den Herren rächen. Aber dieses ist schwer in die Wage zu bringen und angenehm zu machen, als wenn einer einen Menschen hätte, der ihn mit der einen Hand würde füttern und mit der anderen ihm würde mitten ins Gesicht schlagen; eines müßt er wohl wählen: entweder das Futter lassen und den Backpfeifen entgehen oder sich füttern und die Backpfeifen dulden. Will jemand der Grausamkeit dieses Herrn entgehen, so darf er nichts unter ihm haben; so aber einem Dörfer wohlgefallen und die Herrschaft unter dem Herrn, so leide er Frondienst und Zins. Und so du demütig dulden wirst, wird das Unrecht zum Guten anschlagen; so du nicht geduldig bist und wirst dich widersetzen, murren, fluchen, so wirst du die Krankheit nicht ein Haar gutmachen, und es wird sich nicht wenden, weil du murrst. Willst du nicht singend in den Wald fahren zur Zeit des Schneesturms, so mußt du es weinend tun, da er dir um den Kopf schlägt.

Keine weltliche Macht. — ... So wie das Pflanzen von Obstbäumen zur Winterszeit mit grausamen Frösten nicht Macht hat noch Nutzen, so hat rechte Güte nicht Macht durch die Rechte des Kaisers, nach denen die Heiden ihre Geschäfte üben, nicht um gut zu leben unter ihnen, sondern um weniger traurig zu sein durch sie, wenn sie in Schaden fallen an leiblichem Gut und dem Schaden wehren durch diese Rechte.

*

Und es heißt: Es gibt keine Macht, es sei denn von Gott. Das ist, daß aus sich keine Macht ist, noch kann sein, gut noch böse, heidnisch noch ketzerisch, denn nichts kann da sein, was er nicht will, nach der Schrift. Aber nicht jeder, der die Macht an sich nimmt oder ihrer genießt, tut es mit Gott, wiewohl er nur mit Willen Gottes die Macht an sich nehmen kann. Denn manche Mächte sind von Gott zum Gedeihen der Erde und andere wachsen auf zur Zerstörung der Erde, damit Gott durch sie seinen Zorn auf die Erde ergieße wie Hagelwetter zur Zernichtung des Samens auf Erden.

*

Wie zu unseren Zeiten geschehen ist: Beinah fünfzehn Jahr währt die jähzornige grausame Macht zur Zernichtung aller Dinge, nicht achtend, daß die Dörfer bevölkert würden und Gerichte eingesetzt zur gerechten Richtung des Volkes, aber gar darauf aus, daß sie alles zerstöre, einreiße und verbrenne, töte, raube, ins Gefängnis setze und alles wie ein Heuschreck abfresse und veröde; denn Gott hat eine solche Macht gewähren lassen, daß er seinen Zorn ergieße über das sündige Volk, das in nichts Gott ehrt und in gar mancher Heuchelei steht spottend Gottes.

*

Ein rechterer und heilsamerer Nutzen ist, mit einem gläubigen Gebet das Unrecht der Bösen zu zähmen, als ihnen mit dem Schwert entgegenstehen . . .

Ruhe suchen durch weltliche Macht ist ein weltlich Ding.

Um Comenius zu würdigen und zu beurteilen, müßte man den Umfang und das Einzelne seines Werkes genau kennen. Denn sein Ziel war eine Allheit in der Einheit, also erfährt man, was er erreicht hat, nur im mühevollen Durchgehen des ganzen Vorhandenen. Als Seele und Geist zu erkennen und erklären und in seinem Streben geschichtlich und gegenwärtig aufzufassen ist er auch aus Wenigerem. Unmittelbar wichtig aber ist er heute nicht so als großer Pädagoge, denn als Ahnherr fast aller modernen Reformbewegungen, in denen die pädagogischen nur mitbegriffen sind. An ihm läßt sich deren Zusammenhang, Bedeutung und Beschränkung verstehen. Comenius ist der mitteleuropäische Bacon, der Einzige unsres Gebiets, der eine europäische Bewegung als Lebensaufgabe selber durchführte. Aber er ist kein englischer Lord und Kanzler, sondern ein tschechischer Sektierer und Privater, und er schafft keine neue Naturphilosophie, keine neue Methode der Wissenschaft, ja des Denkens selbst. Er wirkt dafür bestimmt tätig an einer neuen Erziehung, an einer stillen Reformation aller menschlichen Dinge. Sein Größtes ist der Mensch, der Traum, der Wille, die Bahnung. Er bleibt in der Mitte zwischen

einem Scholastiker und Empiriker, einem Propheten und Aufklärer. Er ist im ganzen Wesen Erzogener und Erzieher der böhmisch-mährischen Brüder — ihr Weltgipfel — und wiederum schon Typus des europäischen Organisators, Propagandisten und Enzyklopädisten voltairescher leidenschaftlicher Auswirkung. Derart ist auch unbeschadet ihrer strengen Christlichkeit seine Welt. Sie wird mit ihrer Verquickung von Humanismus und Rationalismus, Mystik und Praktik, zumal mit ihren Toleranz- und Pazifismus-Idealen Grundlage der modernen Freimaurerei. Comenius ist in mancher Hinsicht (jedoch als Gefühlsdenker) ein Vorläufer von Leibniz, und wiederum mit seinem Zeitgenossen Jakob Böhme ein Gründer von Grundelementen, auf denen Kants und seiner Nachfolger idealistische Philosophie, desgleichen Weltteile von Lessing, Hegel, Nietzsche letzthin ruhn. Von ihm hat der Pietismus, der für die Verjüngung Europas Antrieb wurde, vieles aufgesogen. Leibniz, Herder, Goethe persönlich haben an Schulbüchern von ihm sich gebildet und deren Frucht getragen. Auf ihn geht die gesamte moderne Pädagogik zurück.

Diese Knüpfungen ließen sich wohl ins Unendliche vermehren, ins Unendliche durchbilden. Dabei ist nicht zu vergessen, daß Comenius kein großer, ursprünglicher Geist, sondern ein sanftglühendes, allumfangendes Herz gewesen ist. Aber er lebte vor, während und nach dem Dreißigjährigen Krieg (1592—1670) und plante, als dieser noch tobte, wie er danach dessen Wunden heilen könnte. Sein wahrlich ungeheures Unterfangen zielt auf eine Sicherung des ewigen Friedens. Freilich zieht er solchen nicht so harmlos aus der Tasche wie unsre heutigen Pazifisten, sondern weiß, daß er erst eine neue Menschheit schaffen muß; dennoch gleicht er, ob auch unvergleichlich von Range, in Charakter und Mentalität den edelsten der Pazifisten. Es ist für uns unmöglich, außer an der Front selbst, von der Furchtbarkeit jener Zeiten uns eine Vorstellung zu machen. Comenius gewann zwar europäischen Ruhm und Fürsten und Staatsmänner, Persönlichkeiten, wie Richelieu und Oxenstierna; er hatte Verbindung mit den zeitgenössischen Societäten, in denen wie auch Barock geworden das Platonismus- und Humanismusideal sich durch die Barbarei rettete; seine Vorschläge wurden sogar an wichtigsten Stellen, wie im englischen Parlament, als Staatsangelegenheiten erörtert — und doch vermochte er nicht einmal seine kleine arme Brüdergemeinde als der letzte Bischof des letzten Schärleins vor ihrem Untergang zu erretten; führte er selbst ein friedloses Wanderleben, war, obwohl einer der größten Arbeiter auf Erden, fortwährend an seiner Arbeit gehemmt; verlor durch Krieg und Brand nicht nur immer wieder Haus und Heim, sondern in einem furchtbaren Lose die meisten seiner Manuskripte, ja einmal die Frucht vierzigjähriger Arbeit. Trotzdem wirkte er so, überdauerte er so. Er zieht das Schicksal seines Volkes als Person ins Symbol geheimnis-

voll zusammen und ist dessen Treuen damit unersetzlich teuer. — Aber man fasse solchen Wahnsinn der sinnlosen Bestimmung von den seellosen Höhen herab aufs blutvolle Leben: wie daß im Westfälischen Frieden Böhmen und Mähren von der Religionfreiheit ausgeschlossen wurden! Da begreift sich, wie sehr auch damals, wie immer die Indolenz überwiegen mochte, daß, in einer gewaltigen Gegenwehr gegen das Grauen der Weltzeit, doch Weise, Mächtige und Gute einander innig zu stützen und ein Menschenwerk, das die Hoffnung auf ein besseres Diesseits bot, mit außerordentlichen Kräften und Mitteln rein zu fördern tätig wurden. Uns Heutigen geht es noch nicht arg genug, als daß solches unter uns wiederkehre, auch ist der Unterschied, daß nun schon jeder Rest eines wirklichen Glaubens an den möglichen Sieg eines Göttlichen gerade in den Alleredelsten völlig erloschen ist und so gerade die Alleredelsten zerbrechen oder verderben. Trotzdem mehren sich die Zeichen zielstarker Zukunft. Unsere Hoffnung bleibt ein klassisches Europa. Wer erwacht, erwacht zu dieser Arbeit. Auch zur Zeit des Comenius rächte sich das Fehlen eines europäischen Imperiums, einer europäischen Respublica. Die dann noch einmal erstrebte Renaissance — le siècle de Louis XIV. — erreichte wohl ihren Glanz, nicht ihr wahres Ziel: jenes Imperium Europaeum. Als ein Ersatz entstand — doch fruchtete nicht — der Imperialismus: einerseits der katholischen Kirche, anderseits Englands. Ein ähnliches wie in der Kirche und im Staat erwuchs auch im Geiste und in der Kultur: als Naturalismus und Barock. Und diese Welten, die eine Renaissance nicht ersetzen konnten, wurden selbst etwas Gewaltiges durch Seelenglut, Willensausmaß und Stoffbezwingung, durch eine neue urwüchsige Vermählung aller Himmel und aller Erden. Aus ihnen entsprangen sogar imperatorische Individuen, wie Bacon und Comenius, üppige Nachblüten der Renaissance und Reformation, noch heute nicht erschöpfte Samenkapseln der Moderne.

Comenius aber, der unschuldige ewige Wanderer, hieß sich selbst den „Mann der Sehnsucht". Herder sagt in den „Briefen zur Beförderung der Humanität" über die „Böhmische Kirche", deren letzter „Bischof" Comenius gewesen: „In ihr ward durch Hus und andere der Grund zu einer Reformation gelegt, die für ihre Sprache und Gegenden eine Nationalreform hätte werden können, wie keine es in Deutschland ward. Bis auf Comenius strebte dahin der Geist dieser slawischen Völker. In ihr ist eine Wirksamkeit, eine Eintracht und Tapferkeit gezeigt worden, wie außer der Schweiz diesseits der Alpen nirgend anders. Und es ist kaum zu zweifeln, daß, wenn man sich vom zehnten, vierzehnten Jahrhundert an diese Tätigkeit nur einigermaßen unterstützt gedenkt, Böhmen, Mähren, ja überhaupt die slawischen Länder an der Ostseite Deutschlands ein Volk worden wären, das seinen Nachbarn andern Nutzen gebracht hätte, als den es jetzt

seinen Oberherren zu bringen vermag. Die Unvernunft und Herrschsucht der Menschen wollte es anders.“ — Comenius ist groß gewesen als Mensch, genial als Kultur-Synthetiker. Eine in seiner Gemeinde Jahrhunderte lang erzogene Duldsamkeit und Geduld des Geistes, Mildheit und Friedfertigkeit des Herzens und Reife, Süße des weisen leisen Wirkens brachte aufgespeicherte Tugenden zu wundervollster Blüte. Es sind unzweifelhaft solche des aller Welt Dienenden, des kleinen bescheidnen Mannes, dessen, der überall herum sich anbietet, der schönster Typus des Sklaven ohne Herren ist. Man darf sich über die Tatsache nicht täuschen, und auch die Tschechen müssen wissen, daß Comenius die Blüte einer Sklaven-Kultur ist, nur daß jegliches Servile an ihm vergeistigt und persönlich vornehm geworden ist. Ähnliches freilich gilt sogar von dem größten Russen, dem Genius Osteuropas: Dostojewski. In ihm ist die Sklaven-Kultur Religion des Menschen und Erdseele geworden. Ähnliches gilt überhaupt von modernen und nicht nur slawischen, sondern zumal deutschen Bestrebungen, vergangenen wie gegenwärtigen. Nur ist's selten so rein und schön wie in Comenius oder Dostojewski, oder wie heute in Březina. — Eine allernächste Verwandtschaft, geradezu unglaublich bei Comenius, ist mit dem großen Chinesentum, das, überaus denkwürdig, späterhin auf die französische Aufklärung entscheidend gewirkt hat und heute wieder entscheidend zu wirken beginnt. Die Beziehungen ließen sich in einer ausführenden Darstellung einzeln aufweisen. Wohl alle Tugenden, die Kuhungming dem echten Chinesen nachrühmt, sind bei Comenius grundwesentlich. Weite, Einfachheit, Tiefe; Natürlichkeit, Frömmigkeit, Taktgefühl; diesseitig tätiges Wirken, Genialität des Sozialen, nüancierteste politesse du coeur. Ursprung bei Comenius wie bei den Chinesen eine gerade dem Deutschen, wie närrisch er um sie ringt, rassenmäßig kaum zugängliche Art der Religiosität: das tatsächliche, ganz aufgehende Leben im Du, im Andern, im Nichtselbst, die nicht nur leidenschaftlich handelnde, sondern ursprünglich empfindende, und durchaus nur Es, durchaus nicht Sich dabei empfindende demütige Aufopferung. So ist der Charakter der g r o ß e n Mystiker gewesen, der ganz deutschen Ausnahmen unter den Deutschen; davon steckt ein Urtrieb in a l l e n Slawen. Man muß dies in die Tiefe verstehn, um es voll zu würdigen als den einen Pol der innerlichen Menschlichkeit, der weder ausbleiben darf, noch auslangen kann, und doch fast nur dann genug da ist, wenn er beinah zuviel da ist. Ebenso chinesisch ist bei Comenius das Ideal des vollkommenen Reiches der Erde, das durch Aufklärung, Wissenschaft und Erziehung, durch einen welthaften religiös ethischen Humanismus zu verwirklichen sei: und wären unsere Völker alt genug gewesen, so wäre der tschechische Comenius der europäische Kungfutse geworden (wie Chelčický gewissermaßen und in allem Abstande der Laotse gewesen), denn es ist heute höchst er-

staunlich, welches Ausmaß von Auswirkung er damals gehabt hat — vielleicht hat nur der Revolutionär Rousseau ihn verschüttet, und jedenfalls ist Herder eine Mitte und Mischung zwischen Comenius und Rousseau und Goethes Geist ohne den Orbis pictus nicht möglich.

Comenius verbindet in sich Reformation und Renaissance: er ist Sektierer und Humanist. — Als Sektierer ist er ohne persönlich engen Hochmut, aber nicht ohne die Harmlosigkeit, Falsches und Richtiges, Gutes und Böses genau zu unterscheiden, und mit einem heiligen Eifer von logisierender Glut die Welt aus dem Grunde kurieren zu wollen — nichts leichter als das! — schwer nur, weil es verkehrt angefangen worden! . . . Das sind Menschen, deren Väter oder Großväter noch in nahen Schranken lebten und wenig zu denken hatten; nun glaubt ihr Blut, die Weltrechnung müsse auch wohl aufgehn wie die des Ackerbaus, des Handwerks, der Schulmeisterei. So künsteln sie sich, überwältigt von dem Phänomen einer jedem erlernbaren Dialektik, eine Art von Laienscholastik, mit der sie die Kultur der Jahrtausende und die naturgesetzlichen, ja physikalischen Bedingungen der menschlichen Seele und Gesellschaft direkt reformieren wollen, in unbewußter Übertragung ihres kleinen, aber straffen Horizontes auf das fast unendliche Weltwesen. Zutiefst liegt bei den Besten ein maßloser guter Wille, alles selbst richtig zu machen und überall andern zu helfen, öfters verbunden mit einem schönen Sinn für Ordnung und sogar geleitet von einem großen Gefühle für einen idealen Makrokosmos, einem reinen Verlangen, ihn zu realisieren im Mikrokosmos — dennoch sind es schwache Geister, ohnmächtig, die grausige Wirklichkeit grundsätzlich anzunehmen, und für herrlicher zu halten, denn jeden seelenblauen Traum. Solche Stimmung ist für den Chinesen etwas anderes, für den sie aus einer kosmisch-ethischen Familien- und Staatskultur der Jahrtausende blüht, in deren fruchtbarem Humus sie gewurzelt ist. Dagegen der Europäer noch gar keine Kultur-Ordnung noch einen Kosmos, noch ein Ethos hat, worein sein Leben einzusenken er unternehmen könnte. Er braucht noch Hunderte von neuschaffenden Jahren. Darum konnte Comenius kein Kungfutse werden, da er doch als Tscheche des Dreißigjährigen Kriegs, als Symbol der Glut- und Blutalter seines Volkes, zumal als dieser hohe Kulturgenius und süße Prophet fast dazu berufen war. — Wiederum als Humanist gehört Comenius zu Lord Bacon. Dieser Barock-Humanismus hat nicht mehr Philologie, Philosophie, Mathematik und Historie, sondern die realen empirischen unmittelbaren Naturwissenschaften zum zentralen Interesse, und er will nicht mehr einen klassischen Typus Mensch bilden, sondern die ganze Menschheit durch Aufklärung, durch Reformation gut, richtig und glücklich machen. In ihm ist eine Urwüchsigkeit, Ausschweifung, Überladung, Materialisation, wie in gleichzeitigen Bau- und Bildwerken, und wiederum eine neue weltstimmenhafte Harmonie wie in gleichzeitiger Musik —

das Gefühl kanns fassen, die Gestalt nicht so. Restierend ist — auch bei Comenius — viel Mittelalter: Scholastik, Mystik, wüster Aberglaube. Nun wirkt bei Comenius, die Synthese vollendend, ein drittes Element hinzu, das sogar die Leitung nimmt: der ethische Massen-Rationalismus und -Individualismus. „Omnia omnibus omnimodo esse emendenda." Alle Sachen für alle Menschen auf alle Weise sind zu verbessern — grandios und banal! Das ist schon der so große als fade demokratische common sense der Aufklärung, unersetzlich wenn einmal da für immer, und doch ganz verderblich, fast unbrauchbar in seiner rasend gewordnen Unschuld.

Comenius geht aus von einer Gotteswelt, Lichtwelt, wie die Spätorientalen, die Urchristen, die Neoplatonisten. Er empfindet durch die lange edle Zucht der Brüderschaft den Begriff „Harmonie" physiologisch musikalisch und als tägliches Erlebnis und Aufgabe. Er liest aus der Bibel heraus mit seinem so beschaffnen Gemüt, was zu solchem Weltgefühl leiten kann. Er nimmt alle Wissenschaften hinzu, indem er sie als Ergebnisse faßt und gemäß der Natur der Dinge als eine einzige sieht. Er vereinfacht und klärt den gesamten lehrbaren Stoff so methodisch, daß er anschaulich und verbunden in großer Fülle gründlich aufgenommen werden kann, ein ideales Abbild des realen Makrokosmos. Welt und Mensch und alles Irdische, sogar Wissenschaft und Religion, sind aber disharmonisch und Labyrinth, sie bauen sich selbst ihre Labyrinthe. Und doch haben alle Großen, Weisen und Frommen Auswege gebahnt und wollen ausnahmelos herausgelangen, nach der Anstrengung Ruhe finden, ihre Wünsche einmal erfüllt sehen. Aus solcher Besinnung ersteht und besteht die ebenso gewaltige als fixe Idee, durch den Bann jahrtausendalter Geschichte unaufhaltsam durchzubrechen, den Menschen, der eine Welt im Kleinen, ein Gott im Kleinen ist, und damit seine verrückten Verhältnisse, in die gemäße Lage zu bringen. Es ist unendlich rührend und wahrlich großartig, wie Comenius mit zitternder Bescheidenheit die unvergleichliche Aufgabe (der ein Nietzsche erst gewachsen war) auf sich lädt und welch Erstaunliches er doch vollbringt. — Vorzüglich zwei Wege sinds, die er unermüdlich ausschreitet. Der eine Weg ist sokratisch. Der Mensch soll die unklare Vorstellung überwinden, anstatt Begriffen vom Ding das Ding selbst begreifen und den Widerspruch zwischen seinem Denken und Handeln erleben. Voraussetzung ist letzthin der parmenideische Satz: „Denken und Gedachtes ist eins", also die Übereinstimmung der Welt mit einer eindeutigen Wissenschaft, die Lehrbarkeit des Lebens und der Tugend durch eben diese Wissenschaft. Der andre Weg ist enzyklopädistisch und organisatorisch: ein unschuldiger Fanatismus, die richtige Erkenntnis von schlechthin allem über schlechthin alle auszubreiten, durch aufklärende, sachliche und seelische Erziehung und deren gesamtes System, gesamten Apparat. Auf beiden Bahnen ist

die Führung individualisierend: kein Zwang, keine Aufnötigung, allein die gütige Mitteilung der Wahrheit, die schrankenlose Geduld, sie zum gänzlichen Ausdruck, zur völligen Wirkung zu bringen. So herrlich das an sich ist, leidets doch in seinem common-sense-Selbstvertraun an der harmlosen Überheblichkeit des Barock - Naturalismus. Welche göttlichen und zugleich kindischen Ideen! Die Idee einer Pansophie erwachsen aus der Harmonie der Dinge, ermöglicht durch Reduktion aller Komplizierungen auf wenige Prinzipien; die treugläubige Systematisierung nach schematischen Einheiten; die praktische Verbindung sämtlicher Seeleneigenschaften im Menschen zu rationeller Zusammenwirkung; das Allbuch, vierundzwanzig Schuljahre, die Ausbildung aller durch alles in allem; eine einzige vollkommene Weltsprache, die Vereinigung der Gelehrten zur Weltakademie, ein Kollegium des Lichtes als Welttribunal; das Ziel ein ewiger Friede. Freilich gar kein Sinn für das klassische Goethesche Ins-Enge-Bringen, die Ausbildung des höheren Typus, die Erreichung des gerade Erreichbaren an jeder Stelle, die Balanzierung von mehrerem Unzulänglichen zum Zulänglicheren, die Abwälzung der unerträglichen Verantwortungen auf Gott oder die Natur. — Aber welches heilloseste verzweifelndste Zeitalter auch und welcher himmlische Lichtstrahl in ihm: solcher werktätige Glaube an eine mögliche richtig geordnete Welt! Das ist mehr als Geißlertum, Selbstversenkung, Martertod, Religionskrieg. Fragen doch wir heute uns, die wir einem Comenius überlegen uns dünken, — um eine menschlich höhere Erscheinung in ihrer Unterschiedenheit zu fassen —: tut von unsern besser Wissenden und Wünschenden, soweit sie nicht eigene oder Gruppenvorteile fördern oder irgendwie Angestellte, also Dienende sind, auch nur Einer mehr als ein bißchen reden und raten und taten und mit großem Gefühle und kleinem Herzen den Homer zitieren: „Kommen wird einst der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt.“ Wer aber jung ist, der wird, anstatt aktiv, aktivistisch. Wie groß ist die Konzeption des Comenius dadurch, daß nichts bei ihm eitler Plan, jedes fortschreitende Verwirklichung gewesen ist, er immer und immer am einzelnen gebildet hat, die Methoden ausgeübt, die Werke ausgearbeitet, die Reisen ausgeführt, die Menschen aufgerüttelt hat. Er hat seine Gemeinden als Bischof geleitet, er hat Landkarten der Heimat gezeichnet, er hat einen Thesaurus der böhmischen Sprache in vierzig Jahren gesammelt; er hat einen Orbis pictus vollendet, er hat den gesamten Unterricht mit theoretischen Gedanken und praktischen Lehrbüchern von der Begrifflichkeit zur Anschaulichkeit umgewälzt, er hat über ganze Länder hin persönliche Verbindungen für seine Weltaufgabe angespannt; er hat all und alles nur als Mittel der Wirksamkeit an einem menschheitlichen Erlöserwerk dienen lassen, welches für die Türken wie für die Christen in großartiger Toleranz gleichermaßen gewollt war von diesem in der Fremde lebenden heimatliebendsten Kind.

Bekannt ist Comenius bei uns nur noch als Pädagoge. Aber als solcher allein ist er gar nicht verständlich, ist er verwechselbar mit unsern Pädagogen, die ohne Grundlage und ohne Ziel die Erziehung als Erziehung betreiben. Sein Vorgänger Ratychius, originaler und radikaler und unsystematischer als er, kam von dem Schöpfer neuer Methoden, dem Engländer Lord Bacon. Von Lord Bacon und den tschechischen böhmisch-mährischen Brüdern also stammt letzten Ursprunges, ehrlich zu gestehen, unsere moderne Erziehung (übrigens hat auch ihr mittlerer Ahn Luther sich gelegentlich einen Hussiten genannt). Der tiefste Wert des Pädagogen Comenius ist seine große vergeistigte Humanität, die des öftern an den feinsten unserer deutschen Pädagogen, Jean Paul, erinnert. Er fühlt die Wurzeln und „erzieht“, er empfindet das Organon und wirkt harmonisch, nicht nur aus Überzeugung, sondern unmittelbar. Gewiß ist er tief verstrickt in Grundirrtümer über's Kind, in die unwürdige Spielerei mit den Dingen und dem Geiste, in das verkehrte Nahbringen, Anpassen, Zurechtmachen, in den Fanatismus des Systematisierens, in die Betrügerei über die wahren Schwierigkeiten, in die Verwendung der lächerlichen Lockmittel — und vor allem in den Wahn, man könne das Wesen, das Leben selbst, lehren, anstatt besten Falles nur ein flaches Bild, da nichts erlebbar, nichts wesenhaft ist, als die unmitteilbare, volle Wirklichkeit, und Erziehung nur Bereitung sein kann. — Aber was ist es, und zumal damals, den Müttern zu sagen: sie sollen die Kinder selbst stillen, gegen das Geben von Wein, Branntwein und Arznei zu sprechen, Vorsicht beim Anfassen, Vorsicht vorm Fallenlassen zu raten, Bewegung und Luft zu empfehlen, eine feste, geordnete Lebensweise zu fordern. Ferner was ist es, vom Anfang des siebzehnten Jahrhunderts an zu raten: die Schulen seien Sammelorte der Jugend, ruhig, angenehm, hell, sauber, mit Bildern, Spazier- und Spielplätzen, mit Versuchsgärten; nur vier Stunden Unterricht, Ausbildung des ganzen Menschen; keine Worte ohne die Dinge, mehr durch Gebrauch als durch Regeln, alles aus der Anschauung auf die Anwendung. Man braucht solches nicht als erster zu denken — es ist wie alle „Reform“ von jeher englisches Gut —: aber Comenius hat mit ebenso zarter als strenger Seele es durchgebildet an allen Dingen für alle Menschen und geradezu weltgebrauchsfertig gemacht (zum Beispiel das Buch über den Lateinunterricht wurde in ganz kurzer Zeit in zwölf europäische und mehrere asiatische Sprachen übersetzt). Mit diesem allumfassenden und treuvollendenden menschlichen Lebenswerk hat, was irgend heute als Pädagogik oder Kulturarbeit sich einschätzt, doch nur noch unrechter Weise den Namen gemein. Wie leider oft, war der Erste der größte. Und er, der das Meiste vollbracht hat, hat von sich selbst gesprochen: „Ich danke Gott, daß er mich mein ganzes Leben hindurch einen Mann der Sehnsucht hat sein lassen“, und ver-

geblich die Kommenden gemahnt: „Aber unser ist die Schuld, wenn wir die Bäche der Sehnsucht ableiten und nicht die Quelle finden, oder es nicht verstehen, die Bäche zum Flusse zusammenzuleiten und so zu dem Meere zu gelangen, wo Fülle ist und Sättigung an allem Guten.“ Nun ist verloren worden, daß alles Werk Sehnsucht bleiben, jede Sehnsucht selber Tat sein muß.

JOHANN KNOX, EIN KÄMPFER FÜR GEWISSENSFREIHEIT

Von Fritz Erckmann (Alzey)



Sieben römische Städte hatten sich um die Ehre gestritten, der Geburtsort Homers zu sein. In ähnlicher Weise machen zwei schottische Dörfer Anspruch darauf, Johann Knox, den Reformator Schottlands, zu den Ihrigen zu zählen. Am meisten kommt das Dorf Gifford in der Grafschaft Ost-Lothian in Betracht, wo Knox im Jahre 1505 zum ersten Male das Licht der Welt erblickt haben soll.

Er wird von vielen als „ein Sohn des Volkes“ bezeichnet. Nach neueren Forschungen stammt er aber von der wohlbegüterten, mächtigen Familie Knox von Ranfurly ab. Aus seiner Jugend wissen wir nur, daß er die höhere Schule in Haddington besuchte und im Jahre 1524 auf die Universität nach St. Andrews übersiedelte, um Theologie zu studieren.

Hier kam er unter den Einfluß des pedantischen, aber fortschrittlichen Johann Mair oder Major und machte sich nun die Ansicht zu eigen, daß „der Volksrat über dem Papst stünde, dessen Autorität in weltlichen Fragen in Frage stellte und ihn sogar absetzen könnte — daß die Macht der Könige und Fürsten ursprünglich vom Volk verliehen wurde, daß jene in keiner Weise dem Volk als Masse überlegen seien; daß Herrscher, die zu Tyrannen würden und ihre Macht zur Knechtung und Zerstörung des Volkes mißbrauchten, auf gesetzlichem Wege von diesem kontrolliert und wenn nötig abgesetzt werden müßten“.

Unter solchen welterschütternden Gedanken entwickelte sich Knox so rasch, daß er, ungeduldig über die nur langsam fördernden Lehrmethoden, zu eigner Forschung überging.

In dem späteren Pädagogen Georg Buchanan fand er einen Gesinnungsgenossen, und während die Beiden die Schriften des Hieronimus und St. Augustinus studierten, und sich zu ihrem Lebenswerk rüsteten, machte sich die Welt zu ihrem Empfang bereit.

Die mächtigen Kräfte, die die Meisterhand Knox’ zu leiten hatte, sammelten sich in rascher Folge, und die reiche Ernte von Korruption und Aberglaube wartete auf seine scharfe Sense.

Unter dem Alpdruck von Unwissenheit und Bigotterie schlummerte der Geist des Volkes bis zu dem Zeitpunkt, da vor dem Tore von St. Salvator die Flammen über den edlen Patrik Hamilton, dem ersten Reformators Schottlands, zusammenschlugen.

Da wurden die Augen der Menschen geöffnet; Unruhe und Unwille gingen durch die Herzen, und man begann, den Zeichen der Zeit nachzuspüren.

Knox, der lange Zeit hindurch, während die Zweifel seine Seele zerfraßen, das priesterliche Amt immer noch versehen hatte, schloß im Jahre 1542 mit seiner Vergangenheit ab und erklärte sich zum Reformator. Exkommunikation und Degradation als Priester folgten dieser Erklärung auf dem Fuße. Wilde Verfolgungssucht machte sein Leben zur Hölle. Aber gerade diese Stürme stählten seinen Mut, feuerten den Eifer an, und während man ihm nach dem Leben trachtete, nahm ihn der Gutsherr von Langniddrin unter seinen Schutz. Hier unterwarf er sich zunächst der Belehrung des Thomas Williams, um kurz darauf dem Einfluß Georg Wisharts zu verfallen, dessen reiner Geist, rührende Einfachheit, Selbstentsagung, glühende Begeisterung und große Rednergabe ihn veranlaßten, sich dem mutigen Manne, der jeden Schutz verweigerte, mit dem Schwerte zur Seite anzuschließen.

Wishart wurde ergriffen und auf Befehl des Kardinals Beaton im März 1546 in St. Andrews verbrannt. Seine Anhänger, wütend über diese Gewalttat, stürmten das Schloß, erschlugen Beaton und hingen seinen Körper „an einem Arm und einem Bein" an der äußern Schloßmauer auf, damit das Volk seinen Gott sehen sollte.

Zu Beginn des folgenden Jahres schloß sich Knox den Rächern des edlen Wishart an und rechtfertigte ihre Tat, von dem Standpunkt ausgehend, daß extreme Fälle besonderer Behandlung bedürften.

Während dieser Zeit war Knox die Ursache und der Mittelpunkt zweier eindrucksvoller Szenen.

Ein eifriger, aber wenig gebildeter Prediger, dem die Seelsorge der von Tag zu Tag wachsenden neuen Gemeinde oblag, wünschte, da er sich seiner eignen Schwächen bewußt war, daß der glänzend veranlagte Knox seinen Platz einnehmen sollte. Knox fühlte sich dem Posten nicht gewachsen und lehnte ab.

Eines Tages, als eine große Gemeinde versammelt war, kündigte der Prediger mit lauter Stimme an, daß von nun ab Johann Knox das Amt des Predigers versehen würde.

Knox war so überrascht, daß er hinauseilte, um bei Fasten und Beten mit sich ins Reine zu kommen.

Die Folge war, daß er dem Ruf Folge leistete.

Was nun geschah, ist sehr charakteristisch von diesem Stürmer und Dränger. Er forderte die katholischen Gegner, die seinen Vor-

gänger durch Debatten und Argumente sehr in die Enge getrieben hatten, zu einer öffentlichen Diskussion heraus.

„Ich verpflichte mich“, sagte er, „durch Wort und Schrift zu beweisen, daß die katholische Kirche der Neuzeit weiter von der Kirche in der Zeit der Apostel entfernt ist, als es die Kirche der Juden von den Geboten Moses war zur Zeit, da sie den Tod des unschuldigen Jesus Christus bestimmten.“ Die Kampfansage wurde angenommen, und viele gelehrte römisch-katholische Männer stellten sich zur Diskussion im Hofe von St. Leonardskolleg ein.

Knox hielt eine kraftvolle Rede. Er nagelte nicht allein die Korruption unter der katholischen Geistlichkeit an den Pranger, sondern verurteilte die Grundprinzipien, denen die katholische Kirche ihr Leben und Blüte verdankt.

Sein Hauptgegner, der wüste Anklagen erwartet hatte und unvorbereitet war, den auf Vernunft gegründeten Angriffen Stand zu halten, machte nur lahme Entgegnungen. Seine Niederlage wurde sodann durch einen eifrigen, aber unwissenden Anhänger vervollständigt.

Der neue Glaube hatte den Vorteil geistiger Waffen, aber gegen das Ende des Jahres 1547 brachte die katholische Kirche die Gewalt, das Schwert und den Kerker.

Die französische Flotte belagerte St. Andrews und bemächtigte sich des Schlosses. Knox wurde mit seinen Genossen unter Bruch der Kapitulationsbedingungen als Galeerensträfling nach Frankreich geschickt, wo Folter, Hunger und Fieber seine Gesundheit untergruben. Zwei Jahre lang war er an die Galeeren gekettet. Den Körper konnte man zu Grunde richten, aber der Geist blieb ungetrübt und sein Glaube fest.

Im Jahre 1549 gelang ihm ein Fluchtversuch. Er kehrte nach England zurück, wo er unter der milden Regierung Eduard VI. ein neues Heim und geistige Beschäftigung fand. Nahezu drei Jahre lang lehrte er in Berwick und Newcastle mit solchem Erfolg, daß die fürstlichen Prälaten von England die Macht seiner Worte anerkennen mußten.

Zuerst versuchte man ihn zum Schweigen zu bringen, indem man seine Lehren als mit der Bibel in Widerspruch stehend bezeichnete und veranlaßte, daß er zur Rechtfertigung in Newcastle erschien. Tonstall, der Bischof von Durham, zog es vor, die Anklage in einer gelehrten Rede zu stellen. Aber Knox, angesichts der Tatsache, daß er von den Freunden seines Widersachers umgeben war, die die Macht hatten, ihn seinen Feinden in Schottland auszuliefern, ließ die Argumente in ein Nichts zusammenschrumpfen.

Da er ein zu starker Mann war, befreundeten sich die englischen Kirchenmänner mit ihm und hielten es nicht unter ihrer Würde, bei der Abfassung des „Allgemeinen Gebetbuchs“ (Book of Common Prayer), das noch in der anglikanischen Kirche im Gebrauch ist, seinen Rat und Mitarbeit anzugehen. Sogar ein Bischofssitz wurde ihm ange-

boten, den er aber ausschlug, da er auf die Gelegenheit wartete, nach Schottland zurückzukehren, um den Kampf für Geistesfreiheit von neuem aufzunehmen.

Im Jahre 1554 reiste er durch Frankreich und die Schweiz nach Genf, wohin viele seiner Landsleute geflüchtet waren, machte die Bekanntschaft Calvins, der, nun ein alter Mann, in dem jungen Schotten einen geistesverwandten Lichtträger erkannte, der die von Luther entzündete Lampe mit frischem Öl füllen würde.

Hier schrieb er seine „Verwarnung an die Anhänger des Gottesglaubens in England", worauf er nach Frankfurt reiste, um die neue reformierte Kirche daselbst zu übernehmen. Unter seiner Leitung wuchs der Kirchenbesuch bedeutend. Da kam ein Dr. Cox, ein Hofprediger Eduards VI., um den Samen der Uneinigkeit in der Gemeinde auszustreuen, indem er versuchte, die anglikanische Form des Gottesdienstes in den reformierten Kirchen des Fesstlandes einzuführen.

Die Freunde von Cox waren zuerst nur Besucher der Kirche, verlangten aber nun, als vollberechtigte Mitglieder aufgenommen zu werden. Knox war sich der Beweggründe bewußt, die sie zu diesem Schritte veranlaßten, und da er keinen Unterschied machen wollte zwischen Anglikanern und Presbyterianern, nahm er sie auf. Bald zeigten sich die Folgen dieses Schrittes, denn Knox wurde mit seinen Anhängern zur Minderheit. Trotz deren Bitte, eine neue Körperschaft zu bilden, bat er sie, der Sache zu Liebe sich der Majorität zu unterwerfen.

Während der nächsten drei Jahre finden wir ihn in Genf, wo er Abhandlungen schrieb, einen Teil der Bibel ins Englische übersetzte und das Evangelium predigte.

Am 2. Mai 1559 betrat er wieder heimischen Boden. „Die Stunde und der Mann waren gekommen." Von der Kanzel der Kathedrale von St. Andrews schleuderte er die Donnerkeile seiner unvergleichlichen Beredsamkeit und entzündete das glimmende Feuer in den Herzen seiner Landsleute zu hellen Flammen.

Die Gegner beriefen nun die Protestanten nach Stirling, angeblich, um die Differenzen zu beseitigen, aber wirklich, um die Leute einzuschüchtern und ihr Stillschweigen zu erzwingen.

Knox beabsichtigte, dieser Konferenz beizuwohnen. Die Kunde von diesem Entschluß veranlaßte die Katholiken, lieber nicht mit diesem gefährlichen Gegner zusammenzutreffen und die Versammlung abzusagen.

Kurze Zeit nach diesem Triumphe predigte Knox in Glasgow vor einer großen Gemeinde. Kaum hatte er die Kanzel verlassen, da trat ein Priester an den Altar, der, nachdem er die Bedeckung entfernt hatte, im vollen Schmuck für den katholischen Gottesdienst dastand. Während die Leute voll Überraschung dem Tun des Priesters zu-

schauten, schlug ein Junge eine der Heiligenfiguren vom Altar herunter. Der Priester faßte ihn, um ihn zu strafen. Da stürzte die Menge wie wütend nach dem Altar und zerstörte alles, was an den Katholizismus erinnerte.

Dieser Geist der Ikonoklastie verbreitete sich über ganz Schottland. Die Bilder wurden von den Wänden gerissen, Figuren und Statuen zerbrochen und der katholische Gottesdienst mit Stumpf und Stiel ausgerottet.

Die fanatische Königin Maria von Guise, im höchsten Maße erbost über diese Entwicklung der Verhältnissse, die Heiligenschreine, Klöster, Altäre und Kapellen der Zerstörung auslieferten, sammelte ein Heer, um die frühere Ordnung der Dinge wieder herzustellen. Auf Cupar Moor trafen die Gegner aufeinander. Als aber die Königin die entschlossene Haltung und strategischen Vorteile der Protestanten sah, machte sie Vorschläge zu Unterhandlungen, die willig angenommen wurden.

Unter ehrenvollen Bedingungen wurde der Friede geschlossen, und die Protestanten lösten ihre Verbände auf.

Die Königin war wütend über ihre Niederlage. Treulos betrachtete sie die Verhandlungen als einen Fetzen Papier und erschien mit fünftausend Mann vor Edinburg.

Die Protestanten, die dieser Übermacht nur dreizehnhundert Mann entgegenstellen konnten, waren gezwungen, unter den ungünstigsten Bedingungen Frieden zu schließen.

Johann Knox war während dieser Vorgänge kein lässiger Zuschauer. Auf Cupar Moor sowohl, wo er sich bei dem Heere aufhielt, als auch in Edinburg führte er bei den Verhandlungen eine erste Rolle.

Eine der Friedensbedingungen war, daß das Volk in der Edinburger Kathedrale von St. Giles Gott anbeten dürfte, wie es das Gewissen vorschrieb. So kam es, daß die Kathedrale von neuem der Schauplatz wurde, auf dem sich die unvergleichliche Beredsamkeit des Johann Knox betätigen konnte. Seine Freunde zitterten für sein Leben und baten ihn, die Stadt zu verlassen, da die Burg bereits von den Katholiken besetzt war und die Stadt einer belagerten Festung glich. Ruhig und furchtlos trat Knox den Gefahren entgegen, die sich um ihn zusammenballten. Endlich aber gab er nach und übertrug den Posten dem Prediger Willock, einem fähigen, wenn auch weniger energischen Mann.

Hätten die Katholiken gewünscht, für den neuen Glauben Propaganda zu machen, so hätten sie keinen besseren Weg ausfindig machen können, als Knox von seinem Edinburger Posten zu verjagen. Er bebesuchte Kelso, Jedburg, Ayr, Stirling, Perth, Brechin, Dundee, Dumfries und St. Andrews und wurde überall mit ungeheurer Begeisterung aufgenommen.

Er schrieb am 23. Januar 1560: „Der Durst des armen Volkes wie auch des Adels (nach Aufklärung) ist wunderbar groß.“

Aber der Sturm, der Knox zum Verlassen von Edinburg gezwungen hatte, brach endlich in den Krieg aus, und es blieb nichts übrig, als die Sache mit dem Schwert auszufechten. Es war ein ungleicher Kampf. Die Reformierten waren den vereinigten Truppen der Franzosen und und katholischen Schotten nicht gewachsen, und Knox rief die Königin Elisabeth von England zu Hilfe. Obgleich diese dem schottischen Reformator wegen seiner feindlichen Stellung zur Thronfolge in der weiblichen Linie nicht gewogen war, und obgleich die Engländer keinen Krieg mit Frankreich wünschten und die Minister der Königin getrennter Meinung waren, gelang es Knox, daß am Beschluß des Jahres 1560 ein englisches Heer die Grenze überschritt, Leith belagerte und die französischen Söldner aus dem Lande hinaustrieb.

Knox hatte nun vorläufig freie Bahn, und er entwarf mit Hilfe weiser Ratgeber einen Plan für Kirche und Schule, der für die Zukunft seines Landes maßgebend war.

Er fand zwar in der katholischen Königin Maria von Schottland, die im Jahre 1561 den Thron bestiegen hatte, eine bittere Feindin. Sie hätte ihn gern unmöglich gemacht, legte ihm verschiedene Fallstricke, weinte ob ihrer Ohnmacht diesem Geisteshelden gegenüber, der ihr so furchtlos gegenüber stand und die Wahrheit des göttlichen Wortes fühlen ließ und sie vor der Heirat mit Darnley warnte. Ihr, die sie äußere Feinde besiegen, den Aufstand im eignen Lande mit Hilfe französischer Truppen niederwerfen konnte, gelang es nicht, diesen Mann Gottes unschädlich zu machen.

Was ihr nicht gelang, das brachte Darnley zu Stande. Dieser wetterwendige Mann, der aus diplomatischen Gründen sowohl katholischen als auch protestantischen Gottesdienst besuchte, mußte eines Tages hören, wie ihn Knox von der Kanzel herunter bloßstellte.

Er setzte es durch, daß Knox das Predigen untersagt wurde. Dieser wollte zuerst das Verbot nicht beachten, verließ aber auf den Rat seiner Freunde, die seine gefahrvolle Lage erkannten, Edinburg und hielt sich in England auf.

Nun folgten Riggios Ermordung, Darnleys Tod, Marias Vermählung mit Bothwell und ihre Einkerkerung in Lochleven.

Die Krönung Jakobs VI. im Jahre 1569 brachte Knox wieder nach Edinburg zurück. Zwei Mordversuche trieben ihn aber nach St. Andrews, ein alter und gebrochener Mann. Noch einmal predigte er in der Kathedrale von St. Giles über die Schrecken der Bartholomäusnacht und rief die Rache des Himmels auf „den Mörder, den König von Frankreich“, herab, daß die Echos der Kathedrale widerhallten.

Es war sein Letztes, denn am 24. November desselben Jahres schloß er die Augen zum ewigen Schlummer. —

DAS ÜBERSINNLICHE UND DAS ÜBERKONFESSIONELLE

Von Dr. Walter Friedemann

Keine Religionsgemeinschaft, keine Konfession hätte eine starke Anhängerschaft gewinnen oder eine dauernde Machtstellung erringen können, beschränkte sie sich auf den Bericht geschichtlicher oder legendärer Vorkommnisse und auf ethische Lehren. Alle Gotteshäuser ständen leer, würde in ihnen nur Lebensweisheit und Güte gepredigt, und auch die Häuser des überkonfessionellen Gedankens müßten nüchterne, öde und lehrhafte Stätten bleiben, würde in ihnen nur Moralphilosophie, Kunst und Ethik gepflegt. Im Menschengeschlechte lebte und lebt allerorten das treibende Empfinden nach Geheimnisvollem, das hinter oder über dem Sinnfälligen stehen muß. Die Priester nannten es Gott oder Götter, Philosophen Ideen, und der Dichterfürst kündete: „Gefühl ist alles.“ Das Überstarke der Natur schuf die Furcht, die Nacht das Grauen, der Tod die Verzweiflung und Hoffnung; eine unbestimmte und doch unabweisbare Stimme raunte von Gesetzen, die über dem Leben schwebten, „Zufälligkeiten“ erschienen als außernatürliche Willensäußerungen des Unsichtbaren, und endlich zeitigte das Ichgefühl die Überzeugung von der Unzerstörbarkeit des Lebens. „Gefühl ist alles!“ Das Empfinden für die zwingende Macht von Gesetzen, die man aber nicht erkennen konnte, auch für die obersten Gesetze von der Erhaltung der Kraft und des Stoffes, die noch ganz neue Bedeutung gewinnen werden, haben Aberglauben und Glauben, Mystizismus und Eigensucht geboren. Durch Umwege und Dunkel führt aber der Weg zu Klarheit und Erkenntnis. Das Unsichtbare, Zwingende, das jeder Mensch im Großen und Kleinen kennen lernt, das über dem Einzelnen waltet und als „Gott in der Geschichte“ seine Rolle spielt, zeigt sich an in Geschehnissen, die man wunderbare Schickung nannte oder als Werk „dunkler Mächte“ phantasievoll und mit Grauen oder Gruseln empfand und dichterisch verwertete. Dieses ungreifbare Starke wurde in ehrwürdigem Kirchenhalbdunkel, in Ton und Farbe künstlerisch wirksam nachgebildet. Im Altertum war es als fatum, als τυχή über den Göttern, und noch weit frühere Jahrtausende wußten, daß etwas Allgeistiges in der Welt sein Wesen treibt. Dieses geheimnisvolle Überall und Nirgends haben die Konfessionen mehr oder minder abstrakt gebildet, und es ist die Grundlage aller Religionen gewesen. Wollte man daran achtlos vorübergehen und sich auf kulturelle Belehrung beschränken, würde man auf die stärkste Einwirkung auf die Menschheit verzichten und ließe den Hunger nach Befriedigung des richtigsten Gefühls, das sich aber so unvernünftig zu äußern liebt, ungestillt.

Wenn nun auch die Bekenntnisse in aller Welt diesem Unnennbaren einen Namen und oft Formen gaben, wie soll es in Häusern ange-

sprochen werden, die allem Kirchlichen gegenüber neutrales Gebiet sein wollen? Totschweigen aber läßt es sich nicht. Nun, man wird sich mühen, aus allen Gebieten herbeizuholen, was von allen gleichmäßig anerkannt werden kann, und nicht zuletzt wird man wissenschaftliche Grundlagen, soweit sie schon vorhanden, zu neuem Bau verwenden, auch werden die Anschauungen von Denkern, Künstlern und Dichtern, die intuitives Erkennen besaßen, wertvolle Zutaten liefern. Auch im nachstehenden soll versucht werden, einen Stein herbeizutragen zu dem Tempelbau, den spätere Geschlechter vielleicht aufrichten werden.

Alles ruht in Gott, oder Gott ist in allem, diese Grundgedanken finden wir in grauer Vorzeit, die uns heute durch die Wissenschaft so nah gerückt ist. Schon den Sumerern sind die Gestirne nichts als göttliche Manifestationen der Allgottheit, und die ägyptische Priesterweisheit meint mit Osiris mehr als einen Einzelgott. Die semitischen Karthager verehren im Baal Samin den unsichtbaren Gott der Weltenräume. Gott und Naturgesetz sind für Altbabylon keine Gegensätze, dort weiß man vom gesetzmäßigen Geschehen im Kosmos, in dem die Götter sich betätigen. Ja, sogar einen Rhythmus ahnt man, wenn man den Wechsel des Weltenjahres der Religion zugrunde legt und somit in dem natürlichen Ablauf der Weltenuhr die Zahl zum Ausdruck bringt. Heraklit berechnet sogar das Weltenjahr auf 10 800 Jahre.

„Das Wesen der Dinge ist die Zahl", heißt es bei den griechischen Weisen und „der Gott rechnet". Das bedeutet nichts anderes, als daß in der Zahl kein toter Begriff sondern die lebendige Gottheit selbst zu erblicken ist. Wir aber, sind wir außerhalb der Natur? Allerdings stellen die Konfessionen Mensch und Seele ebenso wie Gott zu der anderen Erscheinungswelt gerne in einen Gegensatz. Wir wissen aber wieder, was schon die Alten wußten und spätere Zeiten wieder vergaßen, daß Gott und beseelte Wesen keine vom Weltganzen losgelöste Teile sein können. Das Geheimnisvolle, Zwingende, seit je Empfundene, Gefürchtete und Gesuchte, nie Erkannte muß also in der Natur zu finden sein, und wenn man es bisher dem Außernatürlichen zuschrieb und als übersinnlich oder als Ausfluß von etwas Übersinnlichem bezeichnete, so kam es, weil man zwar etwas Herrschendes verspürte, es aber nicht wahrnahm, so wenig wie seinen Urheber. Solche unsichtbaren Gewalten sind uns nun im Bereich des Anorganischen wohlbekannt als verschiedenartige Äußerungen der Energie. Die Schwerkraft können wir auch nicht erklären, nicht wahrnehmen, und doch bewegt sie sichtbar das Staubkorn wie den Mond. Unsichtbare Kräfte brauchen also nichts „Übersinnliches" zu sein. Sollte es sich anders verhalten mit dem, was über Leben und Tod entscheidet, unser Gefühlsleben beeinflußt und sich auch im Leben der Völker kundgibt? Die Logik und der Stand unseres Wissens zwingen die Antwort ab, daß auch im Bereich des organisierten Lebens alles gesetz-

mäßig sich vollziehen wird, daß Gesetze möglich sind, die sich durch Zahlen ausdrücken lassen und unser Sein beherrschen, auch wenn wir sie noch nicht erforscht haben, die aber dem Stoff, aus dem wir gebildet sind, ebenso anhaften wie andere Energieformen. Im Gesetz ist Gott, und das Gesetz ist in uns! Diese Wahrheit muß anerkannt und weiter erforscht werden in Laboratorien und in Körpern wie im Dichterwort und Künstlerwerk. Die Frage nach dem Letzten mag dann trotzdem jedes Glaubensbekenntnis nach seiner Art beantworten, aber was als übersinnlich bisher galt, muß als natürlich und gerade darum als göttlich benannt werden. Schon jetzt sind wir solchen in Zahlen aussprechbaren Gesetzen auf der Spur, die über Leben und Tod, über Krankheit, geheimnisvolles Fernempfinden und selbst über schöpferische Stunden zu walten scheinen.

Nichts schien von je willkürlicher und deshalb vom Belieben einer Gottheit abhängiger als Geburt und Grab, nichts verführt mehr zur unkritischen Verehrung als die Furcht vor dem Ende, und doch ist uns nichts gewisser als Geburt und Tod. Und selbst bei noch so alten Leuten fragen die Hinterbliebenen oft mit Trauer oder Anklage: „Warum gerade jetzt, gerade heute?“ Die einfachste Überlegung müßte zu der Annahme führen, daß die Natur in nichts mehr ein ordnendes Prinzip zeigen muß als im Entstehen und Vergehen. Wäre hier keinerlei Weltordnung, so könnte der Kosmos keinen Tag Bestand haben, würde das auch nur durch eine Art gestörte Gleichgewicht das Ende aller bedeuten. Tatsächlich ist uns seit Darwin ja der Ausgleich selbstverständlich, den die Vernichtung und ihr Ersatz in derselben Art ergeben, desgleichen sehen wir, daß Vernichtung des Einen die Erhaltung des Andersgearteten bedeutet und deshalb Werden und Vergehen in einem festen Verhältnis stehen müssen. Hier liegt eine z i f f e r n m ä ß i g e W a h r h e i t, die das All regeln und für Lebewesen ebenso gültig sein muß wie für Weltkörper. Eigentlich geht also Wilhelm Fließ nur einen wenn auch bedeutsamen Schritt weiter, wenn er die von der Natur angewandten Zahlen, die das Leben regeln, für einen Teil der Natur festzustellen suchte. Wie die Menge der Individuen einer Erscheinungsart abhängig ist von der Zahl einer anderen Art, auf deren Kosten sie lebt, so ist auch im ungestörten Ablauf des Lebens des Einzelwesens nunmehr eine gesetzmäßige Beziehung zwischen Geburt und Tod erkennbar geworden. In jedem Lebewesen ist der Dualismus, (der sich ja in allem in der Welt zeigt,) vorhanden. Pflanze, Tier und Mensch bauen sich aus weiblichem und männlichem Stoff auf, dessen Lebensdauer durch 28 und 23 Tage begrenzt ist. In jedem Lebewesen spielen sich also Vorgänge ab, die durch diese doppelte Zahlenreihe bedingt werden, und deshalb einen festen Rhythmus bilden, der sich durch Geburt, kritische Tage, Ausbruch von Krankheiten und endlich den Tod kundgibt, wie auch in einer Uhr der Zeiger in bestimmten Abständen weiterrückt und das Schlagwerk ertönt, bis endlich das Werk

abgelaufen ist und stillsteht. In allem Leben ist also ein innerer Mechanismus, der seinen Gang bestimmt, und weil wir das Erbgut unserer Vorfahren verwalten, das wir auch wieder den Nachkommen vererben, so ist unser Rhythmus zusammengesetzt aus den Komponenten, die unsere Vorfahren uns übermachten. Mehr oder weniger auffallend zeigt sich diese Gemeinsamkeit der Vorfahren mit den Nachfahren in dem noch oft bis ins sechste Geschlecht nachweisbaren Zusammenfallen von Geburts- und Todestagen oder dem plötzlichen Auftreten von Krankheiten an solchen Merktagen, die nichts sind als Meilensteine auf dem Wege des Lebens. Fließ sagt in seinem Werk „das Jahr im Lebendigen“: „Der Enkel lebt und leidet, was seine Ahnen erlebt und erlitten haben. Und über den Tod hinaus setzen sich die großväterlichen Krankheitstage im Körper des Enkels fort.“ Das ist verständlich, wenn man das Fließsche Axiom anerkennt: „Jede Generation stellt eine bestimmte Masse lebendiger Substanz dar. Aus ihr hat das Individuum seinen Teil erhalten.“ Vor- und Nachwelt sind nicht nur durch Fortentwicklung von Ideen, sondern auch durch die Materie selbst verknüpft. „Das Individuum ist in der Generation verankert. Aber es ist selbst ein Sammelwesen, weil es von zwei symmetrischen Hälften und aus dem Erbgut der verschiedensten Ahnen gefügt ist.“ Wen kann es wundern, wenn nun auch Ideen und Gedankliches sich am Stoff erweisen müssen, von dem sie getrennt nicht gedacht werden können?

Es ist hier nicht der Ort, der Fließschen Lehre in ihrer ungeheuren Bedeutung nachzugehen. Mag manches davon keine dauernde Beweiskraft behalten, so viel steht heute schon fest, daß ihr neuaufgestelltes Zahlengesetz in seiner Grundbedeutung für unzählige Fälle durch die Natur selbst erwiesen ist und Ausblicke von schwindelnder Weite eröffnet.

Schon früher hatte Fließ darauf hingewiesen, daß das gleichzeitige Kränkeln und Absterben der Pappeln in Mitteldeutschland mit der Mutterpappel im Wörlitzer Park die Einheitlichkeit und den gleichen Rhythmus dartun, daß alle La France-Rosen zu gleicher Zeit abstarben, weil sie trotz räumlicher Trennung gleichsam einen einzigen, großen Rosenbusch bildeten. Ebenso stellt ein menschliches Geschlecht eine Einheit dar, deren Knospen und Blüten in verschiedenen Zeitepochen aufspringen, aber dem inneren Mechanismus des „Stammbaumes“ unterworfen sind. Die Anschauungen wechseln, (auch im Rhythmus) und so haben wir auf Zeiten starken Gemeinsinns den Individualismus folgen sehen. Im Sommer 1914 lohte dann in der ganzen Welt gleichzeitig ein erneuter Wille zur Hingabe an ein Großes auf und hat sich jetzt in anderer Form ausgebreitet. Zweifelsohne durchzieht die Welt ein Geist, der zum Individualismus antipolar genannt werden darf. Das Bestreben nach Vereinheitlichung ist politisch-wirtschaftlich, auch in internationalen Verbrüderungsversuchen und nicht zufällig auch zugleich in der gesamten

Naturwissenschaft augenfällig. In der Fließschen Forschung findet sich der Beweis für die Richtigkeit des Empfindens der Zugehörigkeit zum Geschlecht und, wenn wir bedenken, daß wir die Spitze einer ungeheuren Zeugungspyramide sind, auch für die Liebe zum Volksganzen, ja zur Menschheit: „Man wird ergriffen sein, wenn man dereinst völlig übersieht, wie groß die Ahnenreihe ist, die in uns fortzittert. Heute ist uns nur der erste Blick vom Horeb her gegönnt.“ Der vielumstrittene Begriff „Volk und Nation“ kann somit vielleicht einst seine rechte Deutung erhalten.

Wenn es wahr ist, daß unser Leben in rhythmischem Takt abläuft, der durch zahlenmäßig bedingte Perioden festgelegt ist, so sind unsere kritischen Tage natürlich in unverrückbarer Beziehung zu denen unserer Geschwister, Vorfahren und Nachkommen. Unser Lebensablauf ist dann aber auch gleichgestimmt mit nicht Blutsverwandten, die auf den gleichen Takt eingestellt sind, etwa wie Uhren, die zu gleicher Zeit schlagen müssen. Vielleicht ist in dem Maße des ähnlichen Rhythmus bis zur völligen Übereinstimmung ein Wegweiser für die Frage nach der Ursache von Freundschaften und Sympathien; sprach man denn nicht schon früher unbewußt wahr vom gleichen Schlag der Herzen und dem Zusammenklang der Seelen? Ganz zwanglos erklärt sich nun auch das in seiner Häufigkeit unzweifelhaft bewiesene Vorkommen von trüben Ahnungen oder Erschrecken über die plötzliche Gewißheit, daß ein Liebes in der Ferne durch Krankheit oder Tod niedergeworfen ist. Die kritischen Tage Gleichgestimmter sind eben auch unsere Schmerzenstage, an denen sich mindestens ein seelischer Druck, ein Mit-Leiden, einstellt. Bestätigt sich nachträglich die unerklärliche Angst, so sagt man im Volk: „Es hat sich angezeigt.“ Ja, es hat sich angezeigt, aber nicht als sinnlich-übersinnlicher Geist, sondern als gesetzmäßiger Ausdruck eines gleichgestellten Mechanismus, den wir fühlen, aber nicht greifen können, so wenig wie die Fernvermittlung, die uns drahtlos die Trauernachricht nachher bestätigt.

Aberglauben und Wahrsagekunst haben ihre Gläubigen schon in Altbabylon wie in Theben gefunden, weil sie sich auf ein wohlbegründetes, immanentes Gefühl stützten. Wir wissen, wie schon der Hofastrolog zu Babylon den König durch seine „Wissenschaft“ seinen persönlichen Wünschen geneigt zu machen verstand. Waren aber die Sterndeuter auch zu allen Zeiten Falschspieler, so entsprang ihre Kunst doch einer natürlichen Wahrheit, nämlich dem Bewußtsein der Einheit des Lebens mit der Natur. Schon vor Jahren wurde von mir an anderer Stelle von dem Einfluß des astronomischen Jahres und der Jahreszeiten gesprochen, wie Tier und Pflanze sich zum Winterschlaf bereiten, auch ohne daß die Luft schon kalt ist, wie die Büsche ausschlagen, Blumen sprießen und die Zugvögel kommen, ohne sich um den Thermometer zu kümmern, d. h. das Tier und Pflanze periodisch wiederkehrende

Lebensgewohnheiten vollziehen. Fließ hat nun mit seinem reichen, statistischen Material ausgerüstet, in seinem letzten Werk aufgedeckt, daß alles Leben zwar von dem Tagesrhythmus, der sich in den Zahlen 23 und 28 kundgibt, beherrscht wird, aber auch im Jahrestakt pulst; und eigentlich kann es ja auch gar nicht anders sein. Fließ äußert sich an verschiedenen Stellen: „Unser Dasein ist auf die Umlaufszeit unseres Planeten abgestimmt . . . wir sind die wahren Kinder dieser Erde. . . . Der lebendigen Substanz sind diese irdischen Zeitmaße eingeprägt, und so ist auch unser ganzes Dasein auf die Erde abgestimmt. . . . Der Kreis zwangläufigen Geschehens im Lebendigen wird immer fester gezogen, und der Tag dämmert, an dem eine astronomische Kenntnis für die zeitliche Gesetzmäßigkeit des Lebens ermöglicht wird.“

Die Chaldäerweisheit hatte nicht die Methoden moderner Forschung, vor allem keine Statistik. Man hatte aber überraschende Kenntnisse, die einer langen und scharfen Beobachtung entsprungen sein müssen, (z. B. kannte man die Präzession des Frühlingspunktes und die Phasen der Venus) und darum darf man vermuten, daß die astrologische Methode, die nach dem Stern der Stunde fragte, unter dem der Mensch geboren wird, nicht so unsinnig aufgestellt wurde. Denn in der Tat ist es ja nach dem Gesagten für den Ablauf des Lebens nicht gleichgültig, wann der rhythmische Lebensgang beginnt. Das ist vom Aberglauben das gerade Gegenteil.

Die Gesetze von der Erhaltung der Kraft und des Stoffs vertragen keine Ausnahmen für Menschenleib und Menschengeist. Fließ fügte ihnen ein drittes Gesetz hinzu: „Innerhalb einer natürlichen Gruppe von Individuen ist die Summe lebendiger Substanz ebenso konstant wie die Summe der Energie in einem geschlossenen System.“ Individuum und Geschlecht (vielleicht auch die Nation) sind eben nichts willkürlich Entstandenes, was außerhalb aller natürlichen Ordnung steht. Wir sind vielmehr eng verknüpft mit unserer Mitwelt, wir bilden das Glied zwischen Ahnen und Nachkommen, unser Leben, Kranksein und Wohlbefinden wie unser Tod sind durch weise ordnende Kräfte der Natur dem Weltganzen sinnvoll eingefügt. Was man seit Urzeiten davon empfand und übersinnlich genannt hat, wird man nun in Zukunft als natürlich-göttliche Weltordnung froh erkennen, und Einheitlichkeit ist es, die wir überall spüren oder aufspüren können.

Die Natur vergißt aber über der Allgemeinheit nicht das Individuum, das, wenn auch noch so gering, zur Erhaltung des Gleichgewichts des Weltganzen notwendig ist. In der Natur hat auch das Einzelwesen seine Bedeutung und dem Gesamtbild gegenüber um so mehr, wenn seine Art aus einer geringen Anzahl sich bildet. Auf das Individuum ist die gleiche Sorgfalt verwendet wie auf die Rasse, als einheitlicher Faktor gesehen. Welt und Einzelwesen sind philosophisch gleichberechtigt, aber sie stehen zueinander auch in einem festgelegten Verhältnis. Wo

eine Verschiebung eintritt, muß die Erschütterung ihre Wellen unendlich weit versenden, denn das gestörte Gleichgewicht erfordert seinen Ausgleich. Tatsächlich stellt die Natur solche Verhältnisse rechnerisch praktisch und sichtbar her in der Vermehrung oder Abnahme der Rassen und in dem Verhältnis solcher, die aufeinander angewiesen sind oder voneinander leben. Hier herrscht zahlenmäßige Gesetzmäßigkeit, und für den Ablauf des Lebens des Einzelwesens gelten die Zahlengesetze der 23 und 28 Tage und des Jahrestakts, gleichgültig, ob es sich um Pflanze, Tier oder Mensch handelt. In allem Leben ist also kein grundsätzlicher Unterschied. Gleiches Gesetz gilt für alle, die im Licht erstehen, und über Pflanzen, Menschen und Tieren waltet der gleiche Rhythmus. Das ist das Fließsche Gesetz.

Woher sind uns aber rhythmische Vorgänge bekannt, wenn nicht aus der anorganischen, der „toten" Natur? Alles Leben knüpft sich doch an die anorganischen Elemente, und da der Rhythmus das Weltall, Leben und Unbelebtes bewegt, so ist der Schluß erlaubt, daß im Wesen nicht grundverschieden sein wird, was den gleichen Bewegungsgesetzen unterliegt. Schon vor längerer Zeit hatte Erich Wulffen in einer Arbeit „Das Problem des Bösen" die Frage biogenetisch behandelt und darin den Satz geprägt: „Die gefundenen physischen Grundgesetze von Gegensätzlichkeit und Wechsel wiederholen sich im Psychischen des Menschen, das mit seinem Physischen eine Einheitlichkeit bildet und deshalb den gleichen Gesetzen unterworfen sein muß." Weiterhin stellte Wulffen für die Entwicklung dieser seelischen Vorgänge fest: „Wir stehen vor dem höchsten Wellengesetz."

Wie Fließ das gleiche Zahlengesetz für alle Erscheinungsarten des Lebens und somit ihrer Einheitlichkeit nachwies, so scheinen auch für Vorgänge in der unbelebten Natur und im Seelenleben dieselben Grundlagen gegeben zu sein. Von Hans Schliepers Werk „Der Rhythmus des Lebendigen", das die Fließsche Spatiumlehre besonders auf die Vogelwelt übertrug, schreibt die Zeitschrift für Ornithologie: „Damit rückt das Psychische in eine bisher unbekannte Nähe zu rein körperlichen Dingen."

Zuerst aber habe ich auf den Rhythmus im Gebiete des Psychischen, auf das periodische Geschehen in den Völkerschicksalen in einem Roman *) hingewiesen und dort am Beispiel zweier durch fünf Jahrhunderte getrennter Vorgänge gezeigt, wie auch das Geschlecht als Träger von Ideen den Rhythmus der Ideen erleiden muß, und wie selbst das Schicksal des Einzelnen dem Gesetzmäßigen unterliegt und deshalb mit fernsten Zeiten im Zusammenhang stehen muß. Ein Zipfel kann hier von dem gehoben werden, was bisher geheimnisvoll das Walten des sogenannten Schicksals verdeckte, durch die Erkenntnis der Gültigkeit des

*) „Pendelschlag", Verlag der Westbuchhandlung.

Pendelgesetzes (oder besser von physikalischen Gesetzen) auch für die Vorgänge seelischen Lebens. In einer späteren 1915 verfaßten Arbeit „Krieg und Naturgesetz“ suchte ich durch Betrachtung der vergangenen Perioden und den folgenden Ausbruch des Krieges die Anwendbarkeit des Pendelgesetzes auf Vorgänge im Leben der Völker zu erweisen und die politischen Katastrophen zu begründen. Schon damals schrieb ich am Schluß: „. . . . wir vernehmen den Pendelschlag eines neuen Zeitalters. Wie es aussehen mag, ist der Zukunft vorbehalten, ein Zufall aber ist der Beginn dieses neuen Abschnitts nicht, ewige Gesetze ließen ihn anbrechen.“

Und wirklich, dieser Krieg endigte nicht wie andere mit einem Friedensschluß, der bei Geldzahlungen und etwas Gebietsänderungen die Welt beim Alten beließ. Eine Revolution geht durch die Menschheit, und wer (ohne Ansehen der Parteistellung) empfindet nicht als ein gesetzmäßiges Wogen und Heranrollen, als ein elementares Geschehen die Bewegungen der Masse?

Gesetz und Zahl, Einheitlichkeit im Stein, Weltennebel und der Seele des Menschen! Hier wird kein trockener Lehrsatz, kein totes Rechnen an Stelle des warmen Empfindens gesetzt, kein Philister braucht die Vernichtung seines Ichs zu betrauern. Das Individuum wird nicht etwa zum Rechenfaktor, seine Grenzen dehnen sich, aus dem Engzeitlichen rückt es heraus und gewinnt Zusammenhang mit der Umwelt. Seine Anfänge sind in der Unendlichkeit der Vorwelt, und es ragt hinein in die Unendlichkeit der Nachwelt. Denn nicht erstarrt das Leben zu einem Begriff, sondern die Zahl selbst wird zur lebendigen Gottheit, und diese selbst ist das All. Wer mag noch am trägen Stoff kleben zur Zeit, da man von Elektronenwirbeln spricht und das wissenschaftliche Denken durch Albert Einstein revolutioniert wurde? Mit dem Egoismus engherziger Lehren vernichten wir den Tod; wie sich vor unsern Augen das unbeseelte All belebt, ruhen auch wir selbst im Ozean der Ewigkeit. Denn schon heute können wir gewiß sein, daß unser seelischer Teil nicht zerstörbarer ist als der Stoff oder eine der bekannten Äußerungen der Energie, vielmehr den gleichen Naturgesetzen unterliegt und sich deshalb der Weltordnung nicht entzieht. Auch Ideen haben ihren Rhythmus. Gelingt auch heute der zahlenmäßige Nachweis noch nicht, so sehen wir doch schon an zahlreichen Beispielen, wie im dritten und vierten Geschlecht Umwertungen einzutreten pflegen, worauf ja auch die Bibel schon hinweist, und in der neuesten Geschichte ist der Ausbruch der drei großen Revolutionen von 1789 und 1848 und 1917 nur um wenige Jahre verschieden und im 3. bzw. 4. Geschlecht entstanden.

Betrachten wir unser Ich als Teil des Ganzen, so gewinnt es Anteil am göttlichen Gesetz, die Selbstliebe wird zur Alliebe: „Diesen Kuß der ganzen Welt.“

„Wer den Zeus von Otricoli gesehen hat, kann nie ganz unglücklich werden," sagten die Alten. Nicht den Ordner der Welt, vielmehr sie selbst und ihre Ordnung erkennen, bedeutet jetzt, auch im Schwersten Glauben und Trost bewahren, nicht unglücklich werden. Glücklich kann der Anblick eines Grasbüschels, eine Lichtwirkung, eine Melodie machen; Glück kann aus dem Menschenauge auf uns strahlen, aus edlen Werken oder dem Landschaftsbilde fließen. Denn Glück ist überall dort, wo wir eine dauernde Wahrheit, einen Zusammenhang mit dem Ewigen spüren, am deutlichsten, wo wir uns selbst mit ihm verbunden fühlen. Das Übersinnliche wird nun, des Grauens, des Aberglaubens und der Furcht entkleidet, zum Natürlichen und Tiefverwandten. Nach ihm wird man weiter und weiter forschen und kann auch an anderen Stätten von ihm sprechen, wie die Priester aller Welt in Gotteshäusern voll Ehrfurcht es getan haben.

ZIEL UND WEGE DER VOLKSHOCHSCHULE

Von Dr. Carl Töwe in Gelsenkirchen


Vor etwa dreißig Jahren erschien ein heute vergessenes Buch mit dem Titel: Drei Monate als Fabrikarbeiter und Handwerksbursche. Sein Verfasser war der jetzige sozialdemokratische Abgeordnete und Unterstaatssekretär Göhre, damals noch Kandidat der Theologie und Generalsekretär des evangelisch-sozialen Kongresses. Göhre hatte drei Monate unter Fabrikarbeitern gelebt, ohne von ihnen erkannt zu werden, und gab nun Kunde von dem, was er gesehen, gehört und erfahren, wie ein echter Forschungsreisender. Denn das erschien, wie schon damals auffiel, als das eigentlich Interessante an dem Buche: diese Fahrt zu den deutschen Proletariern war wie eine Entdeckungsreise in ein unbekanntes Land. Es gab tatsächlich zwei deutsche Völker in Deutschland, verschieden nicht bloß in ihrer Lebenshaltung, ihrem wirtschaftlichen Dasein, ihren politischen Anschauungen, sondern vor allem verschieden in ihrer geistigen Haltung; zwei Völker, die sich infolgedessen nicht verstanden. So hätte aus diesem Buche die Wilhelminische Epoche ihre Zukunftsaufgabe lernen können, die Aufgabe nämlich, die ungeheure Kluft zwischen der kleinen Oberschicht des deutschen Volkes und der überwiegenden Masse der Proletarier zu überbrücken. Statt dessen wurde der Gegensatz nur noch vertieft und verschärft. Wurde doch sogar die Schule durch einen Erlaß vom 1. Mai 1889 amtlich angewiesen, „schon der Jugend die Überzeugung zu verschaffen, daß die Lehren der Sozialdemokratie den göttlichen Geboten und der christlichen Sittenlehre widerstritten". Freilich: das Sozialistengesetz ließ man fallen — übrigens wohl weniger aus dem Gefühle der eigenen

Kraft, als dem der Schwäche —, auch wurde die soziale Gesetzgebung ausgebaut. Aber damit war es nicht getan: was unseren Arbeitern fehlte, war ja nicht sowohl das tägliche Brot, als der Mangel an geistigem Lebensinhalte. Nicht, daß jeder Arbeiter diesen Mangel etwa bewußt empfunden hätte, vielleicht haben nur die wenigsten ihn mehr als dumpf gefühlt. Aber gerade daß er ihnen nicht zum Bewußtsein kam, war bezeichnend und bedauerlich. Es fehlt uns ja auch heute noch jeder Beweis etwa dafür, daß das „Volk" Hunger hat nach wahrer Kunst, wie man zu sagen pflegt, daß es bildungsdurstig ist. Hier gerade liegt die Versäumnis der gebildeten Oberschicht: zu wecken war dieser Hunger, in einer Zeit, die dem praktischen Materialismus huldigte wie keine andere, und in einem Volke, das den praktischen Materialismus so in sich aufgesogen hatte, wie auch kein anderes, mußte um so kräftiger und lauter das alte Evangelium vom deutschen Idealismus gepredigt werden, das Evangelium, das da einfach lautet: alles Irdische verhallt und vergeht; nur die geistigen Güter haben ewigen und bleibenden Wert.

Diese Bildungsspaltung innerhalb unseres Volkslebens ist nun natürlich nicht das Produkt eines Menschenalters, sondern geht in ihren Anfängen bis in das 16. Jahrhundert zurück. Die Deutschen des Mittelalters waren ein im großen und ganzen einheitlich gebildetes Menschentum. Ihre geistige Bildung ruhte auf ihrem Glauben, wenn sie sich auch nicht auf ihn beschränkte. Und Glauben und Bildung gab ihnen die Kirche, die eine heilige katholische Kirche. Sie hielt strenge an ihrem Dogma und ihrer Sitte fest, aber schützte und pflegte oder duldete wenigstens auch weltliche Bildung und weltliche Lebensfreude. Sie selbst sprach ja eine fremde Sprache, die lateinische, aber das gesamte Volksleben war durchaus einheitlich und national bestimmt. Die bildende Kunst z. B. war eine wirkliche Volkskunst, die gotischen Dome sind von den Handwerksmeistern der deutschen Städte, nicht von „gebildeten" Architekten erbaut worden.

In dieses geschlossene Volksdasein kam die Differenzierung durch den Humanismus. Indem er das klassische Lebensideal als allein seligmachende verkündigte, die Antike wieder zu neuem Leben erweckte, die lateinische Sprache nicht bloß zur Sprache der Gelehrsamkeit, sondern zur Sprache der Bildung zu machen versuchte, — alles Forderungen, denen schließlich doch nur wenige Menschen genügen konnten —, schuf er die Scheidung zwischen Gebildeten und Ungebildeten. Architektur, Plastik und Malerei, die aus Italien herüberkamen, konnten vom deutschen Volkstum nicht mehr vollständig aufgesogen werden; die von Gebildeten und für sie geschaffene Literatur wurde vom niederen Volke nicht mehr verstanden, die deutsche Sprache, an deren Stelle die Gebildeten sich der lateinischen und später der französischen bedienten, verfiel der Barbarei. Allmählich entwickelten sich auch zwei Arten von

Schulen: die höhere Schule für die Kinder der Gebildeten, die Volksschule für die der Ungebildeten. Und während das Volksleben in seinen niederen Schichten mehr und mehr der Unkultur anheim fiel, verfeinerte sich das geistige Leben der Gebildeten in demselben Maße.

Diese Differenzierung, die auf einem geschichtlichen Gesetze beruht, ist nun ein Prozeß, der an sich unser Bedauern nicht hervorrufen darf, denn auf solchen Differenzierungen beruht aller geistiger Fortschritt. Aber sie muß in Verbindung treten mit ihrem Gegenpol, der sogenannten Integrierung; das heißt für unsere Betrachtung: die durch die Bildung differenzierten Teile des einen Volkes haben sich wieder zu einem zwar vielfach gegliederten, aber doch einheitlich bewegten Körper zusammenzuschließen.

In dieser Integrierung besteht nun die eigentliche Aufgabe der Volkshochschule. Ihre Arbeit ist keineswegs einfach und nicht leicht lösbar. Denn jahrhundertelange Gegensätze lassen sich über Nacht nicht ausgleichen. Es wird das nun umso weniger möglich sein, als zu den Bildungsgegensätzen innerhalb Deutschlands auch noch die konfessionellen Schranken treten, die durchaus nicht zu unterschätzen sind. Und endlich darf ja kein Zweifel auch darüber auftauchen, daß zur höchsten Bildung immer nur verhältnismäßig wenige aufsteigen können, daß die Masse des Volkes beruflich nicht aus Kopf-, sondern aus Handarbeitern immer bestehen wird.

Aber dennoch und trotz alledem muß es möglich sein, die durch die differenzierte Bildung seit Jahrhunderten erarbeiteten Schätze auch denjenigen zugänglich zu machen, die weder als geistige Berufsarbeiter sie zu mehren und andern zu übermitteln, noch als geistig Gebildete sie zu wahren haben, d.h. das Volk im engeren Sinne soll durch die Volkshochschularbeit zur Teilnahme an dem geistigen Leben der Gebildeten befähigt werden.

Das kann natürlich nicht geschehen durch einfache Übermittlung des fertigen Bildungsgutes. Bildung ist keine Ware, die man kaufen kann. Bildung kann man sich nur durch eigene persönliche Arbeit selbst erwerben.

Darin liegt für die Volkshochschule eine doppelte Schwierigkeit beschlossen. Einmal gilt es, Lehrer zu finden, die ihr Wissensgebiet nicht bloß vollständig beherrschen, sondern auch imstande sind, erwachsene Leute, die tagsüber ihrer beruflichen Handarbeit obliegen müssen, anzuleiten, den Bildungsstoff selbsttätig zu erfassen und mit dem ihnen schon eigenen geistigen Besitz zu verschmelzen.

Und da stoßen wir auf die zweite Schwierigkeit, m.E. die größte in dem ganzen Problem: werden wir Schüler und Schülerinnen haben, wie allein die Volkshochschule sie gebrauchen kann? Vor allen Dingen wird es zunächst einmal darauf ankommen, die Arbeiter mit dem Ge-

danken der Volkshochschule vertraut zu machen, sie für die Idee zu gewinnen und sie zu veranlassen, mit dieser ihnen ganz ungewohnten Arbeit an sich zu beginnen.

Es erscheint mir keineswegs selbstverständlich, daß die Arbeiter und Arbeiterinnen von vornherein in großen Scharen zur Volkshochschule strömen werden. Schon das eingewurzelte Mißtrauen gegen alles, was von den „Gebildeten“ kommt, wird sie vielleicht scheu zurückhalten.

Die Arbeiterschaft selbst kann für die Volkshochschularbeit nur gewonnen werden durch ihre eigenen Organisationen. Wenn es demnach natürlich durchaus erwünscht ist, daß die Gemeinde als solche die Volkshochschule einrichtet, leitet und finanziell sichert, so müssen die eigentlichen Träger der Volkshochschule doch die Arbeiterorganisationen sein. Diese Organisationen, die Gewerkschaften, Bildungsvereine oder welche es sonst sein mögen, haben die Volkshochschule in ihr eigenes Arbeitsprogramm aufzunehmen, sie als ihre eigenste Angelegenheit zu betrachten und unter diesem Gesichtswinkel auch ihren Mitgliedern, den Arbeitern, darzustellen. So muß schließlich jeder einzelne Arbeiter der Volkshochschule gegenüber zu der Überzeugung gelangen: tua res agitur. Jeder Arbeiter muß die Kurse so eifrig besuchen wie die politischen Versammlungen und das Schulgeld für den Unterricht ebenso selbstverständlich bezahlen wie den Beitrag zu seiner Parteikasse.

Das alles wird Mühe kosten, Selbstverleugnung und Geduld. Wenn diese Voraussetzungen aber vorhanden sind, so darf der Volkshochschularbeit auch ein schöner Erfolg in Aussicht gestellt werden. Die Volkshochschule wird bei den Erwachsenen die Arbeit fortsetzen, die bei der Jugend die Einheitsschule begonnen hat: nämlich die Gesamtheit des Volkes zusammenzufassen zu einer Arbeitsgemeinschaft des Geistes.

STREIFLICHTER

Aphoristische Neujahrsketzereien. — Man denkt am meisten über die Güter, die Rost und Motten fressen: die Männer über den Geldgewinn, die Frauen über den Putz, dann allenfalls noch über die Fehler und Sünden der Nebenmenschen und über gleichgültige Tagesereignisse. Über sich selbst, über das Leben und seine Höherführung nachzudenken, dazu bleibt den meisten keine Zeit: daher die schlechte Selbstzucht und die mangelhafte Erziehung der Kinder!

Selbsterkenntnis gilt allgemein als der Anfang und Inbegriff der Weisheit. Dabei aber sind wir empfindlich gegen Kritik und Tadel. Wir vergessen, daß wir ohne das Urteil Dritter unsere psychische Individualität ebensowenig zu erkennen vermögen, wie unser Gesicht ohne den Spiegel.

Selbstbewußtsein und Bescheidenheit sind keine Gegensätze.

Wer andere neidlos anerkennt, darf sich des eigenen Wertes bewußt sein, zumal wir ja an unseren eigenen Vorzügen ganz unschuldig sind: die Chinesen adeln den Vater, wenn sich der Sohn Verdienste erworben hat.

Weltverbesserer schwärmen auf allen Gassen, die Selbstverbesserer sind selten. Und doch können wir die Welt nur verbessern, wenn wir uns selbst verbessern. Unser Einfluß auf andere, besonders auf erwachsene Menschen, kann immer nur sehr begrenzt sein; unser Einfluß auf uns selbst ist unbegrenzt. Es kommt nur auf die Stärke des Willens an, und diese wächst durch Übung.

Der Willen eines einzigen Menschen kann die Welt ändern. Das beweisen nicht nur Buddha, Moses, Christus, Mohammed, Luther, nicht nur Alexander, Cäsar, Napoleon, Bismarck, sondern auch Plato, Spinoza, Kant, Goethe. Freilich sind diese Führer der epochale Ausdruck der Geistesrichtung von Millionen, auf die sie wiederum willensfördernd zurückwirken. Durch die Erkenntnis dieser Erscheinung in der Geschichte kommen wir zum Glauben an eine viel tiefere psychisch-soziale Verbindung und Wechselwirkung zwischen den Menschen.

Unser eigener Seelenzustand, unsere innere Auffassung sind bestimmend für unser Leben, nicht die Anschauungen anderer. Je ruhiger wir in uns selbst sind, desto glücklicher sind wir. Deshalb hat das uns oft schwächlich erscheinende Gleichnis von „der rechten und linken Wange“ einen tiefen Sinn, nicht minder wie das Wort des Epiktet, daß es eigentlich gar keine Beleidigung gibt, weil es nicht auf den Beleidiger ankommt, sondern nur auf unsere eigene Meinung darüber. Schmerzt nicht ein erteilter Schlag meistens mehr und länger als ein empfangener? —

Lebenskunst ist: sich ohne Übermut den freudigen Eindrücken lange hinzugeben, und ohne Leichtsinn die leidigen rasch zu überwinden.

Gustav Maier-Zürich

Blumen, Früchte, Dornen. — Unser Glauben an Vorsehung ist nur das Produkt der Rückschau. Wenn wir die Geschichte, wie unser eigenes Leben, rückwärts verfolgen, so erscheint uns die ganze Entwicklung als eine so logische Notwendigkeit, daß wir an einen Plan glauben müssen. In Wahrheit aber handelt es sich nur um das unerbittlich herrschende Kausalgesetz, um eine sich gegenseitig bedingende Kette von Ursachen und Wirkungen. Je mehr wir lernen, die Wirkungen unserer Handlungen vorauszusehen, desto mehr werden wir unsere eigene Vorsehung.

„Reichtum ist die Klippe, Armut die Sandbank am Meere des Lebens“, so sagt sehr treffend Ludwig Börne. Die Klippe ist viel gefährlicher als die Sandbank. Von der Niederung der Armut führt der Weg nach oben, vom Gipfel des Reichtums führt er niederwärts. Im Reichtum ist schwerer erziehen als in der Armut. Hier droht die Not, dort die Entartung. Armut erzieht Bescheidenheit der Lebensansprüche und Spannkraft zum Aufwärtsstreben, Reichtum aber Übersättigung und Verminderung der Lebensenergie. So bergen die Kinder der Armut die Keime des Reichtums, die Kinder des Reichtums die Keime der Armut. Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den erhält er auf der bescheidenen Mittelhöhe des Lebens.

Weil die Arbeit uns im wesentlichen die Mittel zum Lebensunterhalte liefert, betrachten wir von Jugend auf diese ihre eine Seite als ihren einzigen

Zweck. Daher können so wenige, vom Berufsleben unabhängig zurückgetretene Menschen begreifen, daß man lediglich um der inneren Befriedigung willen arbeiten kann und muß, ohne Rücksicht auf den Ertrag. Und doch wären gerade sie die Instrumente einer höheren Verwirklichung des sozialen Gedankens, indem sie den eigenen Sorgen enthoben, zwar äußerlich für die anderen, innerlich aber für sich selbst wirken.

Das Geld ist sicherlich, zumal in unseren Tagen, eine große, allzugroße Macht; eine noch viel größere aber ist die Unabhängigkeit vom Gelde. Um diese zu haben, braucht man keineswegs reich zu sein, denn aller Reichtum ist nur relativ: das Gleichgewicht zwischen Einkünften und Bedürfnissen ist das Entscheidende. Daher stammt die große Kulturwirkung der bedürfnislosen Eiferer: der buddhistischen Pilger, der essäischen Einsiedler, der ersten Christen, der katholischen Bettelorden, so kulturwidrig an sich das Prinzip der Askese und Lebensabwendung auch ist.

Viele Menschen sind sparsam, ja geizig mit dem Gelde, nur wenige mit der Zeit. Verlorenes Geld kann wiederkommen, verlorene Zeit niemals.

Der Fortschritt der Menschheit muß wohl immer einseitig sein, weil er nur dann intensiv sein kann. Die Glanzleistung unserer Epoche ist die Anwendung der Naturwissenschaften auf das Leben in allen praktischen Gebieten. Dagegen tritt alles andere in die zweite Linie zurück, Religion, Poesie und Kunst. Oberflächliche Unterhaltung wird nach des Arbeitstages schwerer Last zum dringenderen Bedürfnis als sittlich und geistig vertiefende Anregung. Das Angebot entspricht auch hier der Nachfrage: seit dem Tode Goethes und Wagners ist in der deutschen Poesie und Musik kaum etwas Hochbedeutsames, Bleibendes, Epochemachendes geschaffen worden. Das für unsere gegenwärtige Kulturentwicklung typisch vorbildliche Amerika hat überhaupt keine eigene große Kunst mehr.

Gustav Maier-Zürich

Kultur. — So gangbar das Wort Kultur ist, so verschwommen erscheint es, soll sein Begriff festgelegt werden. Es schillert, selbst bei ein und demselben Menschen, meist in allen Farben, oft in innigster Mischung mit dem scheinbar verwandten Begriff „Zivilisation". Von tausend Menschen, die die Worte „Kultur" und „Zivilisation" täglich wie Messer und Gabel handhaben, vermag kaum einer Rechenschaft von der Bedeutung zu geben, die er ihnen unterlegt. Eine allgemeingültige Einigung über den Kulturbegriff wird vielleicht nicht möglich sein, wohl aber muß jeder das, was er unter Kultur versteht, festlegen und klar ausdrücken können, wenn man nicht aneinander vorbei reden will. Die folgende Begriffsbestimmung heischt also nicht unbedingte Zustimmung, sondern legt, um gegenseitiges Verstehen zu ermöglichen, die Bedeutung fest, in der das Wort Kultur fernerhin hier gebraucht wird.

Geht man vom Begriff der Zivilisation als „technischer Fortschritt" aus, so gewinnt man die Bestimmung des Kulturbegriffs durch folgende Beobachtungen: ein Zulukaffer, der sich einzig mit einem Zylinder bekleidet, hat sich sicher damit ein Stück Zivilisation angeeignet, sinkt aber an Kultur unter jeden Fellah, der in seinem bunten Tuch unter einer Palme hockt. Ein aufgetakeltes Fabrikmädchen, ein „Parvenu" in seinem von „Innen- und Außenarchitekten" zusammengestellten Schloß hat Zivilisation, aber nimmermehr Kultur, weil beide nicht den ihrem Wesen entsprechenden Ausdruck finden. Und darauf

kommt es an; denn an sich kann an Kultur ein Fabrikmädel höher stehen als irgendein Fürst, ein Naturvolk höher als ein hochzivilisiertes. Die an Zivilisation so hochstehenden Franzosen haben sich in diesem Kriege an Kultur ärmer als manches ihrer Hilfsvölker bewiesen, weil das, was sie als Ausdruck zeigten, von dem Wesen eines zivilisierten Volkes weit auseinanderklaffte. Umgekehrt: in dem germanischen Dolmengrab unter der sturmumbrausten Birke an der Meeresbrandung, in dem Sonnenkult ihrer Freilichttempel haben die Altgermanen sich Kulturdenkmale gesetzt, wie sie ihrem Wesen entsprechender nicht zu denken sind. Und weiter: ein Volk, das zwar auf religiösem Gebiet den seinem Wesen entsprechenden Ausdruck gefunden, auf künstlerischem aber über Nachbetung fremder Ideale nicht hinausgekommen, steht an Kultur einem andern nach, das sich überall seinen eigenen Ausdruck schuf. In scharfer Unterscheidung von „Zivilisation" bedeutet demnach Kultur im folgenden stets: sowohl Einheit (Übereinstimmung) zwischen Ausdruck und Wesen (Form-Inhalt), wie Einheit (Übereinstimmung) des Ausdruckes in allen seinen Teilen. Die Begriffsbestimmung Nietzsches „Kultur ist „Einheit des Stils" (wohl gleichbedeutend mit „Ausdruck") in allen Lebensäußerungen" fällt also nur mit dem zweiten Teil meiner Begriffsbestimmung überein. Der erste fehlt, scheint mir aber der wesentlichere, da ein Ausdruck ohne seine Grundlage, den Inhalt, nicht zu denken ist. Schon aus dem Gedankengang der angeführten Beispiele ging hervor, daß der Begriff „Kultur" sowohl unbedingt (absolut) als bezogen (relativ) gebraucht wird. In der bezogenen Bedeutung enthält der Kulturbegriff sowohl Grad- wie Eigenschaftsunterschiede. Die Höhe (Gradunterschied) einer Kultur bestimmt sich nach dem Maße jener Übereinstimmung. Wer restlos Ausdruck und Inhalt in Einklang zu bringen vermag, steht an Kultur höher als der, dem dies nur teilweise gelingt. Die Eigenart (Eigenschaftsunterschied) dagegen kann man nur nach dem Inhalt, der einer Kultur zugrunde liegt, d. h. nach dem Wesen, mit dem jener Ausdrück übereinklingen soll, bestimmt werden. Kultur („bezogen" gebraucht) eines Bürgers muß notwendigerweise verschieden von der eines Arbeiters sein, deutsche Kultur notwendigerweise anders als spanische. Der Einwand: „ein Kannibale kann nie an Kultur höher stehen als ein zivilisierter Europäer" hebt von diesen Feststellungen nichts auf. Denn beim Kannibalen fehlt von vornherein ein wesentlicher Teil der Übereinstimmung von Ausdruck und Wesen insofern, als das Menschenfressen als Ausdruck dem Inhalt des Begriffs „Mensch" nicht entspricht, falls man diesen Begriff „Mensch" nicht etwa rein naturwissenschaftlich bestimmt. Der Kannibale muß an Kultur dem nicht menschenfressenden Europäer nachstehen, weil er im Ausdruck von vornherein zu seinem Wesen „Mensch" im Widerspruch steht. Die Kultur eines nur international empfindenden Deutschen hat ohne weiteres einen empfindlichen Mangel: es fehlt von vornherein die Übereinstimmung mit dem Teil des Inhalts, den der Begriff „deutsch" als Wesentlichstes in sich birgt. Man kann als Deutscher vielleicht über sein Deutschtum hinaus international empfinden und doch vollendete Kultur besitzen, aber nie unter Ausschaltung seines Deutschtums. Diese Grundtatsachen allein ermöglichen die sichere Beurteilung mancher völkischen Fragen der Gegenwart.

Joachim Kurd Niedlich in „Deutscher Heimatschutz als Erziehung zu deutscher Kultur." (Leipzig, Dürr.)

Deutsche Jugendnot. — Es war ein erschütterndes Klagelied vom Elend der deutschen Jugend, das auf der Tagung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege erklang, die vom 11.—13. September d. J. im Künstlerhause zu Nürnberg stattfand. Deutsche Jugendnot! Man weiß nicht, welche größer ist, die körperliche oder die seelische. Über erstere sprach Dr. v. Drigalski-Halle, und die andere schilderte Dr. Polligkeit-Frankfurt a. M. Den tiefsten Eindruck machten die Ausführungen des ersten Redners. 1916 begann die Ernährungsnot, dann kam die Wohnungsnot und damit im Zusammenhang der sittliche Verfall in allen Kreisen: Frühreife, Geschlechtskrankheiten, Unsauberkeit, Genußsucht, Sinken der Moral. Die Neugeborenen zeigen im allgemeinen keine Unterernährung, was sich biologisch erklären läßt; dagegen sind bei ihnen vielfach schon übertragene Krankheiten festzustellen: Syphilis, Augentripper, besonders aber Rachitis, in einigen Bezirken Deutschlands bei bis 50 v. H. der Säuglinge. Bei den Kleinkindern hat die Sterblichkeit zugenommen; weit verbreitet sind hier Tuberkulose, Skrophulose, besonders aber Rachitis; die Unterernährung hat sehr stark um sich gegriffen, auch Geschlechtskrankheiten kommen vor.

Aber das dritte Bild, das der Schuljugend, ist das traurigste. In den Großstädten ist die Zahl der an Tuberkulose erkrankten Schulkinder in erschreckendem Maße gewachsen. In Leipzig beträgt die Zahl das Dreifache gegen die Vorkriegszeit. Von 1000 Todesfällen unter den Schulkindern kamen 1914 auf Skrophulose 4,6, dagegen 1918 10,9. Sehr stark sind unter den Mädchen die Geschlechtskrankheiten verbreitet. Dr. v. Drigalski führte eine Knabenvolksschule und eine Mädchenmittelschule in allen ihren Klassen in Lichtbildern vor, um den Ernährungszustand, soweit er sich dem Auge darstellt, zu zeigen. Die Kinder waren vollständig nackend dargestellt und zeigten mit ihren deutlich hervortretenden Rippen und Schulterblättern, den flachen Brustkörben, der schlaffen Haltung, besonders aber bei den meisten durch das bedeutende Zurückbleiben unter der Normalhöhe, die in anschaulicher Weise durch einen Querstrich angegeben war, ein trauriges Bild. Jedoch muß bemerkt werden, daß in den Lichtbildern nicht volle Klassen vorgeführt wurden, sondern nur die Kinder, die sich mit Erlaubnis der Eltern bereit erklärt hatten. Wenn somit die Bilder kein absolut richtiges Urteil ermöglichten, so genügten sie doch, um den Beschauer über den erschreckenden körperlichen Zustand der Schuljugend zu belehren. Mit den Feststellungen in Halle stimmen auch die Untersuchungen an anderen Orten überein (Baden, Sachsen); im Durchschnitt sind 40 v. H. aller deutschen Schulkinder unterernährt.

Auch bei den Jugendlichen, bis zum Alter von 20 Jahren, ist der Ernährungszustand schlecht, allerdings besser als bei den Schulkindern. Besonders zugenommen haben hier die Tuberkulose und die Geschlechtskrankheiten. Als Maßnahmen zur Heilung der körperlichen Schäden fordert v. Drigalski: Aufklärung der Schulentlassenen und der breiten Bevölkerungskreise, die Einführung des Gesundheitsscheines bei Eheschließungen, Kampf gegen den Schund in Literatur, auf Bildern und in Kinos, Heimstätten für Tuberkulose, ausreichende Säuglingsfürsorge, Erholungsstätten für Kinder, besonders im Walde, auch Schlaferholungsheime, womit man in Halle gute Erfolge erzielt hat. Ohne Zweifel werden Schlaferholungsheime von Segen sein, weil der Nutzen, den die Kinder in Tagesheimen haben, wieder verloren geht, wenn sie am Abend in

die engen, von zuviel Personen bewohnten Räume, die allerlei Ansteckungsgefahren bergen, zurückkehren. Auch die Auslandskuren begrüßt der Redner als segenbringend. Bei den meisten der „Auslandkinder“ ist eine Gewichtszunahme festzustellen, die Verminderung des Wachstums wurde eingeholt; die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit wurde gehoben. Am Schlusse seiner eingehenden Darlegungen kommt Drigalski zu dem Ergebnis, daß der Ernährungszustand der Kinder dank der umfassenden Anstrengungen zwar lange nicht normal, aber doch nicht so ungünstig ist, wie zu befürchten war; dagegen sind die Tuberkulose und die Geschlechtskrankheiten im Zunehmen begriffen.

Stadtrat Polligkeit aus Frankfurt a. M. beleuchtete die seelischen Schäden der Jugend und ihre Heilung. Er erkannte die Klagen über eine zunehmende Schädigung der seelischen Entwicklung der Jugend als berechtigt an. Da diese jedoch eine Folge der Zeitverhältnisse sind, ist es unrecht, in ihnen die Gefahr einer dauernden Verschlechterung des sittlichen Verhaltens zu erblicken. Zwar ist die Zahl der sittlich Entarteten gestiegen, aber man darf die Veränderung in dem Gesamtverhalten der Jugend nicht an besonders auffälligen Entartungserscheinungen (Kriminalität, Prostitution, Verwahrlosung) messen; ferner soll man nicht vergessen, daß die weit überwiegende Mehrzahl der Jugendlichen trotz der erschwerten Umstände sich in ihrer sittlichen Entwicklung behauptet hat und daß viele gerade daraus den Ansporn zu innerer Ertüchtigung entnommen haben; es zeigte sich der Wille zur Tat. Trotzdem muß den Ursachen der Übelstände nachgegangen werden. Diese liegen besonders in der Zunahme des Genusses von Alkohol und Tabak (1920 wurden 14 Milliarden für Alkohol und ebensoviel für Tabak ausgegeben!), im Besuch schlechter Kinovorstellungen und übler Vergnügungsstätten, im Lesen von Schundliteratur, in Berührung mit der Prostitution. Es kommt noch hinzu, daß die Zucht des Elternhauses und das Ansehen des Gesetzes Einbuße erlitten haben. Diesen schädigenden Wirkungen sind besonders die Jugendlichen mit der erhöhten Labilität ihres Seelenlebens ausgesetzt, aber auch Kinder, deren Willensleben durch krankhafte Veranlagung geschwächt ist.

Wie ist gegen die Übelstände anzukämpfen? Maßnahmen des Straf- und Polizeirechts treffen nur die auffälligsten Erscheinungen. Es handelt sich darum, das Berechtigte im Triebleben der Jugendlichen zu erkennen und die natürlichen Formen zur Befriedigung des Spieltriebes, zur Unterhaltung, der gesteigerten Lebensfreude und der Bedürfnisse ihrer Phantasie zu finden. Von größter Bedeutung ist das Beispiel der Erwachsenen, die vielfach die sittliche Verpflichtung des Einzelnen gegenüber der Gesamtheit verkennen. Eine Vertiefung der gesamten Lebensanschauung muß erfolgen, eine Stärkung der Erziehungskraft der Familie und der anderen Erziehungsfaktoren. Der Gedanke der Selbsterziehung, der sich in der Jugendbewegung geltend macht, muß fruchtbar gestaltet werden. Die öffentliche und private Jugendwohlfahrtspflege muß ausgebaut und gesetzlich sichergestellt werden. Wegen des innigen Zusammenhanges zwischen gesundheitlicher Entwicklung und seelischer Beeinflussung ist das Zusammenwirken von Ärzten und Erziehern unbedingt erforderlich.

E. Hertel in der Allg. Lehrer-Zeitung

Aufstieg der Neger-Rasse. — Aus New-York verschickt die „Nationale Vereinigung für den Fortschritt der farbigen Bevölkerung" den Jahresbericht über ihre Tätigkeit im Jahre 1920. Das Büchlein enthält interessantes Material zur Negerfrage in den Vereinigten Staaten, das sich ergänzen läßt durch zahlreiche Artikel, die amerikanische und englische Zeitungen jüngst dem Problem gewidmet haben. In Europa hat man mit der „gelben Gefahr" so viel zu tun, daß man die schwarze nicht ernst nimmt. Immerhin hat man die Meldung beachtet, daß neulich auf dem Kongreß der Neger in Paris mit dem Rassekrieg gedroht wurde. Es gibt Anthropologen, die der schwarzen Rasse starke Zukunftswerte zuschreiben; daß, biologisch betrachtet, der Neger mit seiner jetzt noch rein körperlichen Prävalenz einst in intellektueller Jungblüte sein wird, wenn die weißen Völker vergreist und degeneriert sind, ist eine weit verbreitete Annahme. Die bei uns grassierende Vorliebe für exotische Brutalitäten (Negerplastik und schwarze Boxer) bezeichnet jedenfalls die atavistische Sehnsucht des Abendländers nach der Stufe primitiver physischer Kraft.

Ein ausgezeichneter Kenner des Negerproblems, Robert R. Moton vom Tuskegee-Institut, behauptet, die Neger in Amerika hätten innerhalb der letzten 50 Jahre Fortschritte gemacht wie kein Volk in einer ähnlichen Zeitspanne; wobei er besonders zu bedenken gibt, daß diese naturkräftigen Neger der Vereinigten Staaten sich entwickeln in ständiger Berührung mit der am weitesten fortgeschrittenen Zivilisation der weißen Welt. In seiner Kirche hat der amerikanische Neger zuerst Unabhängigkeit vom weißen Manne gefunden, und diese Organisation ist heute auch am großartigsten ausgebaut. Schon vor der Emanzipation gab es im Süden innerhalb der weißen Kirche 300 000 schwarze Gläubige, 1866 zählt man schon 700 eigene Negerkirchen, 1919 aber 43 000 Gemeinden mit 4 800 000 Bekennern und einem Vermögen von 86 Millionen Dollar. Freiwillige Beiträge fließen diesem Kirchenschatze ungemein reichlich zu und beweisen den Eifer des Negers für seine Kirche. Eine großzügige Mission arbeitet in Afrika, Haiti, Panama, West-Indien, Südamerika, Brasilien mit mehr als 300 Missionsanstalten und einem jährlichen Etat von etwa 100 000 Dollar. Einzelne dieser Missionsgebiete haben eigene Bischöfe. Konfessionell gehören die Negerkirchen zu den Methodisten oder Baptisten. — Die Schulerziehung der Neger wird in ihrem Fortschritt am besten dadurch gekennzeichnet, daß der Prozentsatz der Analphabeten von 90 im Jahre 1863 auf 20 gesunken ist. Es gibt 40 000 farbige Lehrer, darunter 5000 an höheren Lehranstalten, etwa $2^1/_2$ Millionen Negerkinder besuchen öffentliche Schulen. Die Zahl der schwarzen Studenten an amerikanischen Universitäten wird auf rund 100 000 geschätzt. Bemerkenswert ist das Übergewicht der weiblichen Negerschülerinnen, für deren spezielle Ausbildung es noch eine ganze Anzahl von Lehranstalten gibt. Die Negerfrauen stellen fast die Hälfte aller berufstätigen Schwarzen; sie betätigen sich meist als Hausangestellte, aber es gibt auch farbige Ärztinnen und einen weiblichen Neger-Bankdirektor in Richmond, Virginia. Aus eigenen Kräften bringen die schwarzen Amerikaner jetzt jährlich 15 Millionen Dollar für ihre Schulen auf; ein jüdischer Bürger Chicagos, Julius Rosenwald, hat einen Millionenfonds für Negerschulen zur Verfügung gestellt, um die Rassengegensätze durch gemeinsame Kulturinteressen zu überbrücken. Daß schwarze Schüler trotzdem noch unter dem Widerstreit der Farben zu leiden

haben, erwähnt der Jahresbericht der „Nationalen Vereinigung": Sechs Negerinnen an einem College in Brooklyn sollten vom Institutsball ausgeschlossen werden, sie erzwingen eine Abstimmung, wobei nur ein Drittel ihrer 150 Mitschülerinnen für den Ausschluß stimmt. Die Negergirls tanzten also mit. Benachteiligt fühlen sich die Neger bei der Verteilung der Staatszuschüsse für Erziehungszwecke. Obwohl sie im Norden 11% der Bevölkerung ausmachen, erhalten sie knapp 2% jährlich von den 875 Millionen Dollar, im Süden, wo die Schwarzen ein Viertel der Bevölkerung darstellen, gibt man ihnen 10%, wobei allerdings zu bedenken ist, daß die Koedukation überall vom Staate erstrebt wird.

Erstaunlich scheint die ökonomische Entwicklung der Neger, wenn man hört, daß es heute in den Südstaaten 900 000 Farmen schwarzer Herren gibt. Man bedenke, unter welchen ungeheuren Schwierigkeiten der Neger zum Grundbesitz kam, und man wird nachdenklich folgende Angaben Motons betrachten: Von $1^1/_2$ Millionen Farmen im Süden sind 43% Weiße Eigentümer, 57% Pächter; von 900 000 Farmen sind heute schon 25% Schwarze Eigentümer, 75% Pächter. Daß Neger in allen möglichen industriellen und kommerziellen Geschäften zu finden sind, ist allgemein bekannt. Der Europäer aber, der nur den schwarzen Portier und Liftboy kennt, lasse sich zur Kennzeichnung des Neger-Unternehmers erzählen, daß in Amerika 72 „schwarze" Banken und 36 Versicherungsgesellschaften blühen. Mit ungemein zäher Energie arbeitet der Neger an seiner wirtschaftlichen Unabhängigkeit, er wird Unternehmer und Eigentümer. Moton schätzt das amerikanische Negerkapital auf eine Billion Dollar. Er vergleicht mit Rußland und findet, daß dort 14 Millionen Leibeigene 50 Jahre nach ihrer Befreiung 35 Dollar pro Kopf akkumuliert haben, während die 10 Millionen Neger in der gleichen Zeit das Doppelte erwarben. — Wie die Neger allmählich in die sozialen Oberschichten einrücken, wird durch die Tatsache illustriert, daß auf einem Medizinerkongreß in Atlanta mehr als 500 schwarze Ärzte, Apotheker und Dentisten erschienen. Als größte Leistung der Neger aber bezeichnen amerikanische Soziologen immer wieder die Schaffung eines eigenen Heims, in dem die Sklaven von ehemals ein auch für Weiße vorbildliches Familienleben pflegen; unterstützt von einer Unzahl farbiger Lehrer, deren Enthusiasmus für die Ideale ihrer Rasse auch schlechte Bezahlung nicht dämpft.

Wenn man den Jahresbericht der „Nationalen Vereinigung für den Fortschritt der farbigen Bevölkerung" durchliest, bekommt man einen Begriff von den Schwierigkeiten, unter denen sich die Entwicklung der amerikanischen Neger vollzieht. Als wichtigstes Problem steht da an der Spitze der Kampf um die Souveränität Haitis, wo die amerikanischen Marinesoldaten während der fünfjährigen Besetzung grundlos 3000 Eingeborene getötet haben sollen. Dann kommen die Fälle, in denen die Vereinigung angeklagten Negern Prozeßbeistand gegen voreingenommene Gerichte leisten mußte. Beispielsweise sind in Arkansas einige Neger zum Tode verurteilt worden wegen einer Verschwörung gegen weiße Farmer. Die Vereinigung, überzeugt von der Unschuld der Verurteilten, kämpft — wie in allen diesen Fällen — um die Zuständigkeit der verschiedenen Gerichtsinstanzen. Politisch interessant sind die Akten über das Verhalten der Neger während der Präsidentenwahl. An 17 Kandidaten werden die 7 Kardinalforderungen mit Bitte um eine Rückäußerung geschickt: Antilynch-

gesetze; Druck auf die Staaten, die den Negern Wahlrechte vorenthalten; Gleichstellung der Negerkinder in der Erziehung; Zulassung zu allen Armeeteilen und -chargen; Zulassung zu allen Zivilbehörden; Souveränität Haitis. Auf diese Fragen antworten nur zwei der Befragten: Harding will sich nicht darauf festlegen, Poindexter antwortet zustimmend.

Den Mittelpunkt des Berichtes der „Nationalen Vereinigung" bildet die Lynch-Statistik. Danach wurden 1920 gelyncht 65 Neger (1919: 83); gehängt, verbrannt, erschossen, ertränkt, totgepeitscht. Meist waren diese Unglücklichen des Mordes oder des Angriffes auf weiße Frauen (das Animalische des Rassenhasses!) verdächtigt. Die meisten Lynchfälle hatte Florida (13), Texas 10, Georgia 8, Mississippi 7, Alabama 6, Carolina 4, je 3: California, Minnesota, Oklahoma, die anderen verteilen sich auf Arkansas, Kansas, Kentucky, Missouri, Montana, Virginia. Als „Rassenkämpfe" bezeichnet der Bericht Tumulte in Chicago, Independence, Leavenworth, Baltimore, Fayetteville, Winston-Salem, wobei insgesamt etwa 10 Personen getötet wurden. Sehr viel zu schaffen macht den Negern die „Ku Klux Klan", eine starke Organisation, die heftig gegen alles „Unamerikanische" hetzt. Sie verficht die Reinheit der alten amerikanischen Ideale, die Vorherrschaft der weißen Rasse, die Rechte der Angelsachsen. Ku Klux Klan ist gegen Katholiken, Juden, Sozialisten, Frauenstimmrecht und Neger.

Die Neger ihrerseits sind in der „Nationalen Vereinigung" ausgezeichnet organisiert. Überall wacht ihr Auge. 1920 wurden nicht weniger als 85 neue Zweigverbände neu geschaffen. Und was bringen die für Material zusammen! In Sacramento will ein japanischer Badeanstaltsbesitzer einen Neger nicht baden lassen, in Toledo will man sie nicht in Cafés lassen, in Kalifornien ihnen nicht die guten Kinoplätze einräumen, in Louisville belästigen weiße Soldaten Negergirls im Stadtpark, in Birmingham sind die Wartesäle für Farbige schmutzig, irgendwo werden schwarze Post- und Eisenbahnbeamte nicht geduldet. Überall versuchen die Ortsgruppen das Bürgerrecht für Neger nach New-Yorker Muster durchzubringen, Stimmrechtskurse für schwarze Frauen werden eingerichtet. Eine stark aufblühende Neger-Presse unterstützt alle diese Bestrebungen. Das Hauptorgan „The Crisis" ging allerdings infolge des Preisaufschlages von 94 000 Auflage auf 62 000 herunter. Aber die Zeitungen der Weißen wurden reichlicher denn je mit Artikeln über die Negerfrage versehen, eine halbe Million Flugschriften wurden verteilt, 297 Meetings abgehalten.

Als am 1. Juni 1920 in der Bethelkirche zu Atlanta Hunderte von Negern zur Jahresversammlung der „Nationalen Vereinigung" sich zusammenfanden, wurden sie über alle Diskussionen hinweg einig in dem Satze: Die einzige Zukunftshoffnung des Negers liegt in der Wanderung nach Norden, da der Süden seine Menschenrechte schmälert. Bald darauf aber wurde unter allgemeinem Beifall der Satz gesprochen: „Wir warnen Amerika, die Geduld der farbigen Völker hat eine Grenze."

Amerika — ist das: Die Welt der Weißen? Kober

RUNDSCHAU

Von den Zigeunern. — „Mitten in den Wirren des Weltkrieges hätten wir das 500-jährige Jubiläum des ersten Auftretens eines eigenartigen Völkchens in Deutschland begehen können," so ungefähr begann Professor Wilhelm Schulze, der Vertreter der indogermanischen Sprachwissenschaft an der Berliner Universität, den ersten der Berliner Akademievorträge, indem er seinen Hörern von der Sprache und der Herkunft der Zigeuner erzählte. Auf dem Konzil zu Konstanz waren sie erschienen, um sich von Kaiser Sigismund Schutz- und Geleitbriefe ausstellen zu lassen. Von angeblichen Herzögen und Freigrafen waren sie geführt. Diese führten mitunter recht phantastische Beinamen, nannten sich auch Fürsten von Klein-Ägypten. Bald verbreiteten sie sich weiter in West-Europa. 1420 begegnet man ihnen schon in den Niederlanden, 1422 in Bologna auf dem Wege zum Papst, angeblich, um sich von ihm Absolution erteilen zu lassen. Hier weisen sie Schutzbriefe von Kaiser Sigismund vor, der diese aber in seiner Eigenschaft als König von Ungarn ausgestellt hatte. Diese erste Fahrt nach West-Europa scheint mehr eine Erkundungsfahrt gewesen zu sein. Einige Jahrzehnte später begegnen wir den Zigeunern bereits in Dänemark, Schottland, England, in Spanien, wo sie bald gleich den Juden das Verbannungsedikt Ferdinand des Katholischen trifft. Man sagte ihnen nach, daß sie Spione der türkischen Sultans seien. Aber trotz dieser Behandlung in Spanien bleiben sie dort in großer Zahl. Eine besondere Vorliebe für sie hatte König Jacob von England, der sie dem Schutz des Dänenkönigs empfiehlt. Eifrig beschäftigt man sich mit ihrer Herkunft, und sie selbst wissen geschickt allerlei Märchen über ihr Schicksal und ihre Abstammung zu verbreiten. Mit Vorliebe geben sie sich als Pilger aus Klein-Ägypten, womit offenbar Nikomedien gemeint ist, aus. Ihren phantastischen Erzählungen hat man schon frühzeitig nicht geglaubt. Hopf vermutete, daß sie aus dem Peloponnes gekommen sind; darunter verstand er Klein-Ägypten. Tatsächlich konnte dieser Forscher nachweisen, daß sie 1398 bereits in Nauplia waren. Sie selber bezeichnen sich nicht als Zigeuner, sondern als „Rom", was im Altindischen Stamm oder Schwarm bedeutet.

Da die Geschichte schweigt, muß die Sprache selbst Aufschluß über ihre Schicksale geben. Werke über die Zigeunersprache sind verhältnismäßig frühzeitig erschienen. Einige sind weiter nichts als Wörtersammlungen. Ursprünglich nahm man an, daß die Zigeunersprache nur ein Rotwelsch sei, und das erste Zigeunerwörterbuch ist auch 1755 in Frankfurt a. M. als Beitrag zum Rotwelsch erschienen. Nach mannigfachen Vorarbeiten konnte Pott 1844 überzeugend nachweisen, daß die Zigeunersprache mit dem Sanskrit eng verwandt sei, und Miklosich zeigte 1878 ihre nähere Zugehörigkeit zur nordwestlichen Gruppe der arisch-indischen Sprachenart, den Sprachen der Darden, Kasiristans und der Stämme des Hindukusch. Gleichzeitig wies er nach, daß sie auf ihrer Wanderung durch Westasien und ganz Europa Sprachbestandteile aller Völker angenommen haben, mit denen sie in Berührung kamen. So ist z. B. die bei ihnen gebräuchliche Wendung „einen Eid essen" iranischen Ursprungs. Auch die Balkansprachen haben reichlich zur Sprache der Zigeuner beigesteuert. So verschiedenartige Mundarten sich auch im Laufe der Zeiten

und bei ihren Wanderungen gebildet haben, der Bau ist der gleiche, und ihre Sprache ist ein lebendiges Zeugnis für den indischen Ursprung dieses eigenartigen Volkes.

Rabindranath Tagore über indische Kultur. — Rabindranath Tagore, der auf seiner Durchreise nach Schweden in Hamburg weilte, hielt, einer Einladung der Hamburger Kunst-Gesellschaft folgend, am 20. Mai in der Hamburger Universität in englischer Sprache einen Vortrag über die Wesensart des Inders. Mit heller, klingender Sprache, die bald im Pathos, bald in Erregung sich steigerte und von anmutigen, abgeklärten Handbewegungen unterstützt wurde, legte er in großen Zügen seine von Menschenliebe getragenen Gedanken dar. Als die große Schicksalsstunde des Ostens bezeichnete er das Zusammentreffen mit dem eroberungssüchtigen Westen, der unermeßliches Leid über den ganz der sinnigen Natur zugewandten und in sich geklärten Osten gebracht hat. Der Westen erzeugte die Maschinen und den zur Maschine gewordenen Menschen, der das tiefe Empfinden für die Natur verloren hat. So steht er im Gegensatz zu dem Inder, der sich in seinen Wäldern noch eins fühlt mit allen Wesen der Natur und voll ist von der Erkenntnis der großen allumfassenden Liebe. Nicht Welteroberung und Nationalismus ist daher das letzte Ziel des Inders, sondern Selbstüberwindung, Freundschaft und geistiges Leben. Tiefer eingehend auf die Probleme dieser aus seinen Werken bekannten Weltanschauung, besprach er gleichzeitig eigene Dichtungen, so auch das neu erschienene Werk „Sadhana" und einige Werke anderer indischer Dichter, die alle indischen Geist und indisches Naturempfinden atmen. Interessant war noch die Stellungnahme Rabindranaths zu Shakespeare und anderen englischen Dichtern, bei denen er vergeblich nach jenem tiefen Empfinden der Zusammengehörigkeit des Menschen mit der Natur und im besonderen mit dem Wald und seinen Tieren sucht. Am Schluß des einstündigen Vortrages lohnte reicher Beifall den großen indischen Dichter für seine warmempfundenen Worte.

Tagores Aufruf zu einer internationalen Universität*). Vieles im gegenwärtigen Weltzustande dient der Entmutigung. Ein bedeutsames Anzeichen aber gibt es, das voller Hoffnung und Verheißung ist: das Erwachen Asiens. Dieses große Erwachen — vorausgesetzt, daß es die rechte Richtung nimmt — ist reich an Hoffnungen, nicht nur für Asien, sondern für die ganze Welt. Es muß klar erkannt werden, daß die Beziehungen zwischen dem Osten und dem Westen, zwei Jahrhunderte hindurch sich immer mehr verschlingend und erweiternd, doch weit entfernt davon waren, ihre wahre Bestimmung zu erfüllen, und vielmehr einen Geist allgemeiner Zwietracht erzeugt haben. Die daraus erfolgende Spannung und Erregung haben Asien tief aufgewühlt, und feindselige Kräfte sammeln sich, zur Entladung bereit, seit Jahren in der Tiefe des morgenländischen Geistes. Die Begegnung zwischen Ost und West blieb unfruchtbar, weil sie sich aus selbstsüchtigen Beweggründen vollzog. Machtwille leitete häufig die politischen und wirtschaftlichen Unternehmungen der westlichen Völker, gegen die Interessen und Wünsche der Länder, mit denen sie in Beziehung traten; und es entstand eine beiden Seiten schädliche Unverträglichkeit.

*) Übersetzt und leider wegen Raummangel gekürzt. Red.

Der Westen war bisher blind gegen die Gefahr, die in diesen so naturwidrigen Beziehungen lag. Indessen gehört es zu den furchtbaren Überraschungen der Geschichte, daß den Machtträgern noch immer ein so blinder Glaube an ihre vermeintliche Unbesiegbarkeit zum Verhängnis wurde. Aber ist nicht die ständige Gefahr und Verlustbedrohung für das eine und andere Land das Wesentliche. Der stete, entsittlichende Einfluß dieser Trennung der beiden Hälften der Menschheit hat den unheilvollen Leidenschaften der Menschen freien Lauf gelassen. Hochmut, Besitzgier, Heuchelei, Furcht, Mißtrauen, Mangel an Selbstvertrauen wachsen täglich und führen notwendig zu einer sittlichen Weltkatastrophe.

Die Zeit ist gekommen, all unsere Einsicht zu nützen, um die Lage zu begreifen und zu überwinden, indem wir unser Vertrauen auf geistig-sittliche Führung an Stelle von Organisation materieller Kräfte setzen*).

Zu Anfang der Menschengeschichte war das eigentliche Ziel die Begründung von Gemeinschaft, und das letzte Streben dabei war das zur Nation. Denn in jenen frühen Zeiten schlossen sich die einzelnen Menschengruppen nach geographischen Grenzen zusammen. Und einzig jene menschlichen Gemeinschaften, die das Gefühl ihrer Einheit und den Geist der wechselseitigen Hilfe entwickelten, waren lebenskräftig genug, zu Völkern zu werden. Die andern, deren Glieder, einander mißtrauend, sich gegenseitig bekämpften, gingen zugrunde.

In unsern Tagen haben die geographischen Grenzen fast ihre Daseinsberechtigung verloren; die entscheidende Begegnung, die zu einer neuen lebendigen Wirklichkeit oder zu einem Zusammenbruch führen kann, wird sich nicht zwischen Einzelmenschen, sondern zwischen Völkern vollziehen. Vor uns liegt das Problem eines einzigen Landes: der Erde. Werden die einzelnen Rassen wie die Individuen sich frei entfalten können als Glieder eines einigen Bundes? Es gilt, eine Einheit zu schaffen, die an Kraft alle früheren überragt und darum tiefer gegründet ist: auf den Glauben an das Göttliche im Menschen, dem wir einen weltweiten Tempel bauen wollen.

Der erste Schritt zur Verwirklichung dieses Ideals ist, den verschiedenen Völkern Gelegenheit zu geben, einander ihr Wesen zu offenbaren. Sie kann da nicht entstehen, wo der Geist des Nutzens und der Ausbeutung herrscht. Wir müssen einen Ort der Begegnung suchen, wo von einander feindlichen Interessen nicht die Rede sein kann. Dieser Ort ist die Universität, wo wir miteinander arbeiten können zur Erforschung der Wahrheit, unser gemeinsames Erbe teilen und verstehen, daß die Künstler der ganzen Welt Schönheit geschaffen, die Forscher Geheimnisse entdeckt, die Philosophen menschliche Fragen gelöst, die Heiligen nach ihren Idealen gelebt haben, nicht allein zum besten ihres eigenen Volkes, sondern um der ganzen Menschheit willen. Die Witterungskunde ist im Besitze einer tiefen Wahrheit, wenn sie erkennt, daß die Atmosphäre der Erde eine einheitliche Lufthülle ist, obgleich sie die verschiedenen Teile jeweils andersartig beeinflußt. So müssen wir innewerden, daß auch das Menschengeschlecht eine seelische Einheit ist, die sich kundgibt durch die Besonderheiten, die in der Mannigfaltigkeit der Erscheinung jene

*) Diese und die folgenden Sperrungen rühren von der Redaktion her.

innere Einheit erst fruchtbar machen. Sobald wir diese Wahrheit ihrem Gehalte nach erfassen, werden wir die tatsächlichen Verschiedenheiten zwischen den Menschen achten lernen und unsrer Persönlichkeit bewußt bleibend, verstehen, daß die Einheit sich vollendet und darstellt nicht in Gleichmacherei, sondern in harmonischem Einklang vieler.

Im Gefühl der Verantwortung, deren sich in unserer Zeit jeder, nach Maßgabe seiner Fähigkeiten, bewußt sein sollte, habe ich in Indien den Kern einer internationalen Universität gegründet, von der ich glaube, daß sie das beste Mittel zur Herbeiführung eines Einvernehmens zwischen den Menschen des Morgen- und Abendlandes sein wird. Nach dem Plan, den ich vor Augen habe, soll diese Anstalt Studenten der Westländer einladen, ihre Kenntnisse indischer Philosophie, Kunst und Musik zu vertiefen, in der Atemluft des indischen Lebens, in helfender Anteilnahme an einheimischen Studien und mit der Unterstützung solcher, die auf diesem Wege vorangeschritten sind.

Indien bereitet sich, selbst im Zustande der Neuwerdung, einer sich erneuernden Welt seinen Beitrag zu bringen. Einst der Träger einer großen Kultur, hat es heute, im Augenblick der Auferstehung aus den Trümmern des Alten, dem anbrechenden Zeitalter eine nicht geringere Gabe zu bieten. In einem geschichtlichen Übergangsstadium, ist es voll köstlicher Möglichkeiten, und alles, was der Westen, aus welchem seiner Teile es komme, ihm selbstlos das bringt, wird einen ungeheuren geistig-sittlichen Wert für Indien haben. Die Erinnerung an diese Werte wird um so weiter ausstrahlen, je schöpferischer sich die Wiedergeburt Indiens gestaltet.

Früher pflegten die großen asiatischen Länder ihre geistigen Güter in der Abgeschlossenheit. Heute ist die Stunde der Zusammenarbeit gekommen. Die Saat, die einst in enger Umfriedung ausgestreut wurde, muß auf ein weites Feld ohne Grenzen und Zäune verpflanzt werden. Ihre Früchte müssen sich in aller Welt erproben, um ihren höchsten Wert zu erlangen. Doch ehe Asien in das Kulturschaffen Europas eintritt, muß es eine Synthese seiner eignen verschiedenen Kulturen vollbringen. In dieser Erkenntnis wendet es sich dem Abendlande zu, seiner selbst bewußt und in voller Geistesfreiheit. Es hat einen Einblick in überzeitliche Wahrheiten erlangt, wie er von seinem Standpunkt aus möglich ist, und eröffnet der empfänglichen Welt einen neuen geistigen Horizont. Gelingt dies nicht, so wird das kostbare Erbe des Ostens in den Staub sinken, und wenn er es täppisch zu retten sucht, indem er eine schlechte Nachahmung des Westens daraus macht, so wird er unfruchtbar, verächtlich und lächerlich sein . . .

Des einen bin ich gewiß: die Geister des Westens wenden sich mit tiefem Interesse der Philosophie und Kunst des Ostens zu, um durch sie neu von Wahrheit und Schönheit ergriffen zu werden. Einst zog die Sage fabelhaften Reichtums die Sucher nach äußeren Glücksgütern über Meer nach Ostland. Seither hat der Sammelpunkt irdischer Schätze gewechselt. Aber der Osten hat auch den Ruf eines Hortes der Weisheit, in jahrhundertelanger Mühsal von seinen Denkern ausgesät. Möge heute, wo sich mitten in der Jagd nach Macht und Besitz der Verzweiflungsschrei des Menschengeistes erhebt im Durste nach dem Ideal, der Orient noch einmal seine herrliche Sendung erfüllen, denen, die seiner bedürfen, seinen Hort zu bieten!

Meine ganze Hoffnung ruht darauf, daß diese Schöpfung eine Zukunft in sich trägt, in der Ost und West an einer gemeinsamen Kultur arbeiten. Darum wird jede Hilfe, die dafür aus dem Westen kommt, eine hohe Bedeutung und einen großen Wert haben. Um diese Hilfe zu erlangen, wende ich mich an die Menschen des Abendlandes, die die Menschheit lieben, und ich hoffe, dieser brüderliche Ruf aus dem Osten wird bei ihnen Widerhall finden.

Rabindranath Tagore.

Ein selbständiger Schulversuch in Kairo. — In den Schulen mit Selbstverwaltung, von denen wir in der letzten Zeit gehört haben, wurde der demokratische Gedanke den Schülern von oben her aufgepfropft. In einer Schule, die 1914 in Kairo bestand, regierten sich die Schüler nicht nur selbst und bestimmten den Stundenplan, sondern sie bestimmten auch über die Aufnahme neuer Schüler und teilten den Lehrstoff ein. Die Gründer, ursprünglich Schüler einer der öffentlichen Schulen, hatten sich bei ihrem Leiter über die Erfolglosigkeit eines Teiles der Lehrerschaft beklagt und waren von ihm abgewiesen worden. Einige zehn oder zwölf von ihnen beschlossen, von sich aus eine neue Schule zu gründen, die sie großartig „die große Schule der Vollendung" nannten. Sie mieteten ein Zimmer in einem alten baufälligen Haus und richteten es zum Unterricht durch Gastlehrer ein. Einer dieser Lehrer, dem wir auch diese Angaben verdanken, sagte, niemals in seinem Leben habe er mit so viel Vergnügen unterrichtet wie dort. In keiner Schule habe er noch eine so scharfe Zucht, so vollendete Höflichkeit und so großen Lerneifer beobachtet.

Leider hatten die Schüler nur ungenügende Geldmittel zur Verfügung. Und infolgedessen mußte das Unternehmen nach drei oder vier Monaten eingehen. Es war Mißerfolg, aber ein rühmlicher.

Übersetzt aus „Daily News", 15. März 1921.

Zur Literaturpädagogik. Kunstpädagogik darf niemals heißen: Erziehung durch die Kunst, Mißbrauch der Kunst für eine Tendenz (nämlich die pädagogische), wie man derlei unter irrtümlicher Berufung auf Schiller mit einer Absichtlichkeit, die alles verdarb, predigte, sondern: Erziehung zur Kunst, die unserem Volke dringend not tut. Ist doch nur die lange vernachlässigte ästhetische Bildung der Deutschen einerseits an dem Tiefstand des gegenwärtigen Kunstgeschmackes, anderseits an den Fehlgriffen des beamteten und privaten Muckertums schuld.

Nach einer neuen Lösung des brennenden Problems der Erziehung zu literarischem Kunstgenuß sucht Dr. Reinhard Buchwalds sehr instruktive Schrift: Das gute und das schlechte Buch (Verlag der Deutschen Wanderbuchhandlung, Leipzig, 1921. 15 S. M. 1.80.) Er zeigt die ganze Schwierigkeit, zu objektiv gültigen Wertmaßstäben für die Begriffe Schundbuch und gutes Buch zu gelangen. Denn reinlich zu definieren ist das nicht. Der Geschmack läßt sich wie alles Geistige und Ursprüngliche, wie das Leben selber auf keine Begriffe bringen. Buchwald kann den literarischen Wert denn auch nur auf einen umfassenderen Wert zurückführen: auf das menschlich Bedeutsame. Kriterium ist dann das sichere Gefühl für objektiven Menschenwert,

das in tiefster Seele Ergriffen werden. Das würde mit den Überzeugungen so bedeutsamer Ästhetiker wie Theodor Lipps und Volkelt übereinstimmen. Der Gegensatz wäre dann: Flachheit. Buchwald setzt in lehrreicher Weise die frühere Art, Volksbücher herauszugeben, seinem neuen Begriff vom „Volksbuch" entgegen. Volksbuch ist nicht der kommentierte Klassiker, sondern das gar keiner Kommentierung und „Einleitung", gar keines höheren Schulwissens erst bedürftige Literaturwerk. Mit der Beantwortung unserer dringlichsten Frage aber, wie wir denn mit einem solchen Buch der blühenden Industrie der Schundromane und -filme erfolgreiche Konkurrenz machen sollen, läßt auch er uns im Stich. Denn erst die Verbreitung macht das Volksbuch!

Die Not dieser Frage hat gute Zeitschriften für Volkskunst auf den Plan gerufen. Die „Heimatkunst" (Verlag Hugo Bermühler, Lichterfelde) wird herausgegeben vom Deutschen Bund für Heimatkunst und eignet sich vortrefflich zur Anleitung für alle in der Volksbildungsarbeit Tätigen. Dem wahrhaft Gebildeten ist sie eine Fundgrube köstlichster Poesie, bei den Massen dagegen kann sie die Konkurrenz der „Lustigen Blätter" und anderer Großstadt„poesie" nicht aufnehmen. Dasselbe gilt für „Die Jüngsten" (Sachsen-Verlag, Boden bei Radeburg), deren uns vorliegendes Max-Jungnickel-Heft mit seinen prächtigen Proben dieses Dichters wohl das bringt, was Buchwald für seine „Volksbücher" ersehnt.

Da nimmt es nicht wunder, wenn man, anstatt sich an „das Volk" zu wenden (das an sich ja ebensogut eine Abstraktion darstellt wie „die Menschheit"), Literatur nur für bestimmte Volksklassen darbietet. Den energischsten Versuch nach dieser Richtung hin finden wir in der großartig angelegten und anspruchsvoll auftretenden „Deutschen Bauernhochschule" (Zeitschrift f. Deutsche Bauernkultur und den germanischen Volkshochschulgedanken, im Auftrage der Schirmherrschaft herausg. von Bruno Tanzmann, Hakenkreuz-Verlag, Hellerau bei Dresden). Das glänzend ausgestattete 1. Heft (März 1921, Quart 41 S. M. 4.—) enthält Wertvolles von und über Langbehn, E. M. Arndt, Rosegger, Christian Wagner (dem Bauernlyriker), W. v. Polenz, Gotthelf, Hansjakob, Gött, dem schottischen Lyriker Robert Burns, Raiffeisen, Hans Thoma und schließlich Grundtvig, dem Begründer der Volkshochschule in Dänemark, dazu Gedichte und Bildschmuck. Hier wird einer einzigen Volksklasse eine nach agrarischen und antisemitischen Gesichtspunkten ausgewählte und mundgerecht gemachte Literatur dargeboten. Diese tendenziöse Auswertung schlägt zwar zunächst aller Ästhetik ins Gesicht. Bedenkt man aber, daß — wie es unsere Überzeugung ist — die Massen, auch der sog. Gebildeten, niemals für den reinen interessebefreiten Kunstgenuß im Sinne Kants, Schillers und Schopenhauers zu haben sein werden, sondern immer nur gemäß einer einseitigen Tendenz, sei es einer religiösen, sozialen, nationalen oder geschlechtlich fühlen werden, dann muß man zufrieden sein, wenn es gelingt, die Landlehrer und -geistlichen, die Inspektoren, Eleven und Landwirtschaftsschüler, die Besitzer und ihre Angehörigen für diese überaus gehaltvolle, wenn auch herbe, literarische Kost zu gewinnen und das Ullsteinbuch zu verdrängen. Dazu erscheint diese Zeitschrift tatsächlich geeignet. Sie weckt Begeisterung für edle Dinge. Solche aber ist immer, auch im parteipolitischen Gewande, begrüßenswert. Und wo die Anlage zur künstlerischen Aufnahme gegeben ist, stellt sich das interesselose Wohlgefallen von selbst ein. F.

Fünfzig Jahre Comenius-Bücherei in Leipzig. — Am 15. November besteht die Comenius-Bücherei in Leipzig 50 Jahre. Sie wurde durch den Leipziger Lehrerverein und Julius Beeger gegründet, dessen auf einem Bücherbrett in seiner Wohnung aufgestellter kleiner Büchervorrat den Grundstock der Pädagogischen Zentralbibliothek bildete. Heute beherbergt sie 251 000 Bände in ihrem an der Schenkendorfstraße gelegenen großen Gebäude. Es werden jährlich 35 000 bis 40 000 Bände von der Bücherei ausgegeben, die nach allen Teilen Deutschlands gehen, um ihrem Zweck zu dienen, den Pädagogen und den pädagogisch Interessierten Material zum Weiterbau der Erziehungswissenschaft zu bieten. Die Ausleihung erfolgt unentgeltlich, nur Ersatz der Selbstkosten wird beansprucht; es sind bis 30. September dieses Jahres 675 000 Bände ausgegeben worden, davon zwei Drittel nach auswärts; es ist verständlich, daß dieses Verfahren durch die hohen Portokosten stark in Frage gestellt wird. Ein gedruckter Katalog, der auch dem Buchhändler einen wertvollen Behelf bieten würde, ist leider nicht vorhanden. Er würde 12 Bände zu je 10 Bogen umfassen, deren Herstellung ungefähr 180 000 Mark erfordern würde. Es steht zu hoffen, daß die Jubiläumsfeier soviel Spenden bringen wird, um diesen wichtigen und wertvollen Katalog herzustellen und weiteren Kreisen zugängig zu machen.

Ein Universitätssanatorium in der Schweiz. — Wie die Schweizer Studentenzeitschrift „Zofingia" mitteilt, wird in der Schweiz ein Plan ausgearbeitet, der das Interesse aller akademischen und philanthropischen Kreise zu wecken geeignet ist. Man will in Leysin bei Genf ein Höhensanatorium für lungenkranke Studenten und Universitätsgelehrte einrichten, das mit allen Mitteln, die die Fortführung des Studiums ermöglichen, ausgestattet sein soll. Das Sanatorium soll auch unbemittelten Studenten zugängig sein. Da man weite Kreise vieler Länder und vor allem internationale Organisationen, wie das Rote Kreuz und die internationale Studenten-Konföderation, gewonnen hat, scheint das nötige Kapital gesichert und damit die Errichtung dieser sehr zu begrüßenden Einrichtung gewährleistet zu sein.

BÜCHERSCHAU

Philosophie

Geschichte der antiken Philosophie. Von Professor Dr. E. von Aster. Berlin 1920, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. VI, 274 S., 8°, geh. M. 20.—.

Das Buch ist als Leitfaden für Studierende gedacht, es wird aber auch denen, die sich nicht mit den Quellen selbst beschäftigen können, einen guten Überblick über die Geschichte der griechischen und römischen Philosophie geben. Andere Völker des Altertums sind leider nicht berücksichtigt, obwohl auch außerhalb Griechenlands und Roms zu mindesten Ansätze einer Philosophie festzustellen sind. Der Titel der Schrift kann daher leicht zu Mißverständnissen Anlaß geben. Vorzüge des Buches sind: eine klare, lesbare Darstellung, Zuverlässigkeit des Inhaltes, eingehende Benutzung der Quellen und der Literatur. Eine Zeittafel und eine kurze Übersicht, dazu ein Personenverzeichnis erleichtern die Benutzung des Werkes.

Volkstümliche Geschichte der Philosophie. Von Karl Vorländer. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf., G. m. b. H., 1921. 316 S., brosch. M. 20.—, geb. M. 24.—.

Da Vorländer in seinem Vorwort sagt: „Eine Aufforderung von Professor Ferd. Jak. Schmidt in der Neuen Zeit vom 12. März 1920 bestärkte mich in dem Entschluß, nämlich das vorliegende Buch zu schreiben, so ziemt es den Monatsheften der C. G. wohl vor anderen Blättern, dasselbe bei seinem Erscheinen zu begrüßen; aber freilich: eine angemessene Besprechung dieses Buches kann eigentlich nur von einem derjenigen ausgehen, die keine Besprechungen zu schreiben pflegen; von einem „Mann aus dem Volke“. Gerade der, der sich viel mit Philosophie beschäftigt hat, dem also die vorkommenden Begriffe geläufig sind, kann wohl kaum beurteilen, wie weit Vorländer die ungeheuer schwierige Aufgabe gelungen ist, die philosophischen Lehren dem Nichtunterrichteten nahe zu bringen, die Geschichte der Weltweisheit wirklich volkstümlich darzustellen. Wohl aber kann er feststellen, daß der Verfasser jedenfalls nicht darauf ausgegangen ist, durch Verwässerung der Probleme oder durch eine platte Ausdrucksweise seine Aufgabe zu lösen. Davon ist er so weit entfernt, daß wir vielmehr überzeugt sind, diese populäre Geschichte der Philosophie werde auch für den Hochgebildeten eine anziehende und nicht einmal immer leichte Lektüre sein. Was aber den „Mann aus dem Volke“ angeht, damit wird es etwa so stehen: sein Name ist Million und darunter sind natürlich die an Begabung und Tatkraft verschiedenartigsten Menschen. Wenn dem gesamten Arbeiterstand, wie es in der Presse gern geschieht, ein so unzähmbarer Bildungsdrang zugeschrieben wird, so werden über diesen Optimismus die, welche ein wenig hinter die Kulissen geblickt haben, lächeln; aber für die wirklich Begabten und Zähen, an denen es ja nicht fehlt, wird, meinen wir, Vorländers Buch eine hochwillkommene und wertvolle Gabe sein. Dreierlei stellt er am Schluß hin, woran die Philosophie festhalten müsse, erstens: sie sei Erkenntniskritik und halte sich in engster Beziehung zu den positiven Wissenschaften; zweitens: sie müsse dem Entwicklungsgedanken auf allen Gebieten Raum geben, in Natur- wie in Geschichtsphilosophie; drittens: sie könne nicht ohne Ethik bestehen im Sinne oberster Zielsetzung menschlichen Wollens und Handelns; das Endziel aber müsse ein soziales, die ganze Menschheit umfassendes sein. Daraus ergibt sich denn, was Vorländer als das in der Weltweisheit eigentlich Wertvolle ansieht und welche Philosophen er am ausführlichsten und liebevollsten behandeln wird.

O. A. Ellissen

Unsterblichkeit. Eine Kritik der Beziehungen zwischen Naturgeschehen und menschlicher Vorstellungswelt. Von Graf Hermann Keyserling. Dritte, neu durchgearbeitete, stellenweise neu verfaßte Auflage. Darmstadt 1920, Otto Reichl. XXXV, 263 S., 8°, brosch. M. 60.—.

Das Buch, das nun in dritter Auflage vorliegt, enthält eine Reihe sehr interessanter Darlegungen über Probleme, die mit der Frage der Unsterblichkeit zusammenhängen: über den Unsterblichkeitsglauben, Todesgedanken, Problem des Glaubens, Dauer und Ewigkeit, Bewußtsein, Mensch und Menschheit, Individuum und Leben. Keyserling beschränkt sich bewußt auf das Gebiet des wissenschaftlich Erfahrbaren, sieht von allen rein-metaphysischen und okkulten

Erkenntnismöglichkeiten ab, kommt aber trotzdem zur Feststellung überempirischer Realität. Keyserling behandelt also eine Kernfrage jeder Philosophie, und zwar in so anregender und leichtverständlicher Form, daß man es als Einführung in philosophisches Denken empfehlen könnte, wenn der hohe Preis nicht abschreckend wirkte. Wie in dem Reisetagebuch, das als eine Art Fortsetzung der „Unsterblichkeit" angesehen werden kann, so versteht es K. auch hier, philosophische Wahrheiten zu erkennen, auszusprechen und dem Verständnis der Leser zuzuführen.

Philosophie als Kunst. Von Graf Hermann Keyserling. Darmstadt 1920, Otto Reichl. VIII, 320 S., 8⁰, M. 60.—.

Dieser Band enthält 15 Aufsätze, Vorträge, Abhandlungen, die zum größten Teil bereits bekannt und zum Teil schon gedruckt sind. Der erste Aufsatz: „Philosophie als Kunst" hat der ganzen Sammlung den Namen gegeben und zeigt schon die Neigung, statt trockener theoretischer Philosophie Lebensweisheit zu geben. Wie in der Kunst, soll auch in der Philosophie das Leben zum lebendigen Ausdruck kommen. Eins der lesenswertesten Bücher, das gut in die Gedankenwelt des Grafen Keyserling einführt.

Grundriß der Psychophysik. Von Dr. G. F. Lipps. Dritte, neubearbeitete Auflage. Leipzig, Berlin 1921, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 132 S., kl. 8⁰. M. 4.20. (Sammlung Göschen, Nr. 98.)

Der Grundriß untersucht die Zusammenhänge zwischen der psychischen Wahrnehmung und der physischen Beschaffenheit der Dinge. In den Abschnitten: Grundlagen der Psychophysik, Lebenszustand und seine Äußerungen, die Wahrnehmung und die Beschaffenheit der Dinge behandelt Lipps kurz und übersichtlich und zum eigenen Nachdenken anregend ein für Lehrer wichtiges Gebiet der Psychologie.

Eros. Von Gustav Wyneken. Lauenburg (Elbe) 1921, Adolf Saal-Verlag. 7.—10. Tausend. 72 S., M. 12.—.

Dies Buch ist von Wyneken vor seiner gerichtlichen Verurteilung zu seiner Verteidigung geschrieben und behandelt die Vorgänge in der Freien Schulgemeinde Wickersdorf, deretwegen er am 30. August 1921 zu zwölf Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Niemand, der vom Hauch der Antike berührt ist und ihre Kenntnis nicht etwa aus den skandalösen Reklameausgaben Max Oberbreyers geschöpft hat, wird dies Bekenntnisbuch ohne tiefste Ergriffenheit aus der Hand legen. Und wenn er nicht alles versteht, weil ihm der Eros zum Manne und die Freude zum menschlichen Körper versagt geblieben ist, vielleicht, weil er in der Jugend niemals das Glück hatte, einem begeisternden Erzieher von Gottes Gnaden zu begegnen, so wird er doch durch Erlebnisse anderer Art oder durch das Medium der Philosophie den tiefen pädagogischen Grundgedanken, wie ihn Platon durch den Mund Diotimas im „Gastmahl" verkündet, nachschaffend sich zu eigen machen. Und wie in Platons Schrift handelt es sich auch in diesem Buche um nichts weniger als Sexuelles, sondern um den ewigen Eros, die göttliche Liebe zum Ideal-Menschlichen, die sich andersgeschlechtlich, gleichgeschlechtlich und ungeschlechtlich, also — wenn

man das Tier zum Maßstab des Natürlichen erhebt — „natürlich“ und „widernatürlich“ äußern kann. Widernatürlich in diesem Sinne aber ist aller Geist als Schmarotzer an dem ohne ihn weit besser gedeihenden Körper. Dieser Dualismus gehört zum Menschen als einem „Amphibium“, einem Zwitter, wie gegenüber allem Monismus betont werden muß, der den Menschen als Bürger zweier Welten mit völlig verschiedenen Kategoriensystemen nicht gelten lassen will. Niemand ist daher befugt, in menschliche Dinge hineinzureden, der nicht zuvor den Menschen als eigengesetzliches, alle Begriffe der Naturwissenschaft und Jurisprudenz sprengende Wesenheit mit ganzer Seele umfaßt und liebend bejaht (daß diese Begriffe nur Fiktionen sind, sollte man durch Vaihinger nachgerade wissen). Mag Wyneken darum auch zum Opfer einer veralteten Rechtspflege werden, die das Schöpferische und grundsätzlich Unbegreifliche an Begriffen mißt, muß man auch wünschen, daß nicht jeder, auch nicht jeder Lehrer, das Buch in seine Hand nimmt und an diese zarten und heiligen Dinge rührt, so wächst doch zusehends der Kreis derer, welche der Mutter jenes Wickersdorfer Schülers zustimmen, die in der Elternversammlung sagte: „Wo dieser Mann ist, da soll mein Junge auch sein, ich gebe ihn ihm überallhin mit, und wenn ihr ihn ins Zuchthaus sperrt, so ist im Zuchthaus für mich Wickersdorf“.

Paul Feldkeller

Stunden mit Rabindranath Thakkur. Von Paul Natorp. Eugen Diederichs, Jena 1921. 25 S., M. 5.—.

Natorp war von Thakkur gebeten, nach Darmstadt zu kommen, da er seinen angesagten Besuch in Marburg nicht ausführen konnte. Der große Freund der Jugend und Begründer der bengalischen Jugendschule in Schantinikétan („Friedensstätte“) wollte vor allem den Geist der deutschen Jugend kennen lernen und hatte sich Natorp als denjenigen bezeichnen lassen, der ob seiner lebendigen Beziehung zur Jugend ihm werde Bescheid geben können. So wurden die beiden Freunde, und Natorp gewann von Thakkurs Persönlichkeit die tiefsten, in dieser Schrift niedergelegten Eindrücke.

Für die Westländer charakteristisch ist es, daß ihnen die Unoriginalität des großen Inders auffällt. So auch für Natorp. Wir werten den großen Mann nach den Erkenntnissen, der Lehre, der neuen Wissenschaft, dem „Fortschritt“, den er uns bringt. Aber all das berührt das Wesen des Menschen nicht. Der überwältigende Eindruck dieses Mannes kam aus der Tiefe, nicht von der Oberfläche des Intellekts. Er sagt das Selbstverständliche — und es ist „bedeutend“ (im Sinne Goethes!). Ihn verstehen die Kinder und die Arbeiter — und es ist kostbarste, seltenste Weisheit. Hier war entscheidend, wer es sagte. Darum lag hier das Wesentliche in der unerhörten Höhe der Form, dem vollendeten Stil, der feinsten Kultur, wie sie bei uns unbekannt ist. In diesem Menschen war jede Muskelzuckung, jeder Tonwechsel beseelt, mochte er einen Vedahymnus auf Sanskrit vortragen oder ein beiläufiges Gespräch führen. So brachte seine bloße Gegenwart den Gegensatz zu der barbarischen Formlosigkeit unseres westlichen privaten und öffentlichen Lebens zu unnachahmlichem Ausdruck. Inhaltlich galt das, was er sagte, seinem Glauben an den Menschen, an die Jugend und damit an die Zukunft. Er verkörpert die Eigengesetzlichkeit des Menschen, die auf unserer Erdhälfte dem Sklavendienst des Erfolges, des Betriebs, des automatischen leeren „Kultur“kreislaufes gewichen

ist. Rührend ist es, wie er sich im Walde bei Darmstadt deutsche Volkslieder vorsingen läßt, rührend sein Verhältnis zu den Kindern. Sie werden den gerechten Ausgleich zwischen den Völkern, zwischen den Klassen herbeiführen. Ost und West werden sich zu diesem Zwecke die Hand reichen. Und Natorp selbst glaubt mit ihm an die Jugend, an den neuen Menschen.

Ankämpfung gegen die falsche Auffassung vom Orient, gegen das Märchen von der Passivität des Ostens und Zukunftshoffnungen beschließen das form- und sprachvollendete, überaus frisch geschriebene Schriftchen des ehrwürdigen Marburger Brahmanen, der sich in ihm zugleich einen ergreifenden Ausdruck für seine Religiosität, für sein tiefes „Wissen ohne Wissenschaft" geschaffen hat, den man in seinen früheren Schriften nicht findet und zu dem man ihn beglückwünschen muß. Paul Feldkeller

Religionskunde

Zentralfragen der Dogmatik in der Gegenwart. Sechs Vorlesungen. Von Prof. D. Ludwig Ihmels. Vierte, durchgesehene Auflage. Leipzig 1921. A. Deichert (Dr. Werner Scholl). VIII, 193 S. Geh. M. 12.—, geb. M. 16.—.

Die vor Volksschullehrern gehaltenen Vorlesungen behandeln: Glaube und Dogma, Christentum, sein Wesen und seine Absolutheit, das Wesen der Offenbarung, die Person Jesu, die bleibende Bedeutung des Werkes Jesu, die Gewißheit des Glaubens, dazu in einem Anhange wichtige Nachweisungen und Ergänzungen. Da Ihmels die wichtigsten Fragen der Dogmatik behandelt, führt er sogleich in die Kernfragen des religiösen Lebens der Gegenwart ein. Die Neuauflage bringt auch eine Ergänzung der Literaturangaben.

Das Rufen des Zarathustra. (Die Gáthas des Awesta.) Ein Versuch, ihren Sinn zu heben. Von Paul Eberhardt, Jena. 1920, Diederichs. 82 S. 8°. Geh. M. 8.—, geb. M. 14.—.

Der Weisheit letzter Schluß. Die Religion der Upanishads im Sinne gefaßt von Paul Eberhardt. Ebenda. 127 S. 8°. Geh. M. 10.—, geb. M. 16.—.

Beide Werke enthalten nicht die Übersetzungen der Originaltexte, sie suchen nicht den alten Wortlaut festzustellen. Eberhardt sucht vielmehr den Geist dieser Religionen wiederzubeleben. Mit der Kraft und der Inbrunst des religiösen Dichters und Denkers hat er sich hineingefühlt, hineingedacht und gibt in formvollendeten Nachdichtungen die religiöse Weisheit Altindiens und Altpersiens wieder. Man wird daher nicht fragen: Stimmt der Wortlaut und der Sinn mit dem Original überein? Denn über die Form und die Bedeutung sind sich die gelehrten Übersetzer selbst nicht einig. Man wird vielmehr den Hauptwert auf den in formvollendeter Weise wiedergegebenen ethischen Inhalt legen und die darin ruhende Lebensweisheit mit Genuß lesen und weiterdenken. Der religiöse Schwung, die hinreißende Form der Gedanken, die unmittelbare Erlebnisgewalt, die von diesen Nachdichtungen ausgeht, sind ebenso ein Beweis für den innerlichen, hohen Wert dieser Religionen wie für die hohe Bedeutung Paul Eberhardts als Dolmetsch ewiger Menschheitswerte.

Die Weisheit der Upanischaden. Eine Auswahl aus den ältesten Texten. Aus dem Sanskrit übersetzt und erläutert von Johannes Hertel. München 1921. C. H. Beck. VIII, 181 S. 8⁰. Geb. M. 16.—.

Aus Brahmanas und Upanisaden. Gedanken altindischer Philosophen. Übertragen und eingeleitet von Alfred Hillebrandt. Jena 1921, Diederichs. 183 S. 8⁰. Geb. M. 36.—. (Religiöse Stimmen der Völker.)

Während die Brahmanas sich meist mit rituellen Fragen beschäftigen, sind die Upanischaden Zeugnisse des nach den höchsten Zielen strebenden menschlichen Geistes. Von ihren mystischen Lehren zieht sich „ein Gedankenstrom zur Mystik des persischen Sufismus, zur mystisch-theosophischen Logoslehre der Neuplatoniker und der alexandrinischen Christen bis zu den Lehren der christlichen Mystiker Eckhart und Tauler und endlich zur Philosophie des großen deutschen Mystikers des neunzehnten Jahrhunderts, Schopenhauers". (Winternitz.) Diese wichtigen religiösen Zeugnisse Altindiens werden uns gleichzeitig in zwei voneinander unabhängigen Ausgaben vorgelegt. Beide enthalten eine kurze Einleitung und Erläuterungen, beide sind von Fachleuten ausgewählt. Welche von beiden Ausgaben vorzuziehen ist, mögen berufene Kenner entscheiden, wir wollen beiden Herausgebern für ihre willkommene Gabe danken.

Kung-Futse: Gespräche. Aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von Richard Wilhelm. 5.—7. Tausend. Jena 1921, Diederichs. XXXII, 255 S. 8⁰. Geh. M. 20.—, geb. M. 28.—.

Richard Wilhelm, der wohl der beste Kenner der Religion Chinas ist, gibt in dieser Ausgabe eine vorzügliche Einführung in die Lehre des Konfuzius, die neben den Werken von Prof. Haas warm empfohlen sei. Wilhelm bringt neben einer wörtlichen Übersetzung mit zahlreichen Anmerkungen auch eine für die Leser sehr nützliche Umschreibung des chinesischen Textes, bei der er die zahlreichen chinesischen Kommentatoren herangezogen hat. Diese Umschreibung ist um so nötiger, da aus der wörtlichen Übersetzung der Sinn oft nicht zu entnehmen ist. Übersetzer und Verleger verdienen in gleicher Weise den Dank der Leser für dieses Buch.

Darwins Stellung zum Gottesglauben. Von Remigius Stölzle. Leipzig 1922, Meiner. 36 S. 8⁰. M. 6.—. (Philosophische Zeitfragen.)

Als letztes Werk des verstorbenen Würzburger Philosophen und Pädagogen erscheint diese Rektoratsrede. Sie behandelt die vielumstrittene Frage nach Darwins Stellung zum Gottesglauben. Nach einer kurzen Zusammenstellung der widersprechenden Ansichten über Darwins Anschauungen legt er kurz und überzeugend Darwins Entwicklung mit ihren Schwankungen und Widersprüchen dar. Das Ergebnis ist: Darwin bekennt sich zum Theismus 1859, er zweifelt an den Beweisen für das Dasein Gottes, er bekennt sich zum Agnostizismus (Standpunkt des Nichtwissens), er lehnt das Bekenntnis zum Atheismus (Gottesleugnung) ab. Die kurze, klare Untersuchung schließt mit einer Darlegung der Gründe, die Darwin vom Theismus zum Agnostizismus geführt haben. Die Schrift kann wegen ihrer klaren, überzeugenden Beweisführung als Muster einer philosophischen Untersuchung weitesten Kreisen empfohlen werden.

Unterricht und Erziehung

Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht von Dr. Friedrich Paulsen. Dritte, erweiterte Auflage. Herausgegeben und in einem Anhange fortgesetzt von Dr. Rudolf Lehmann. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 1. Band: XXVII,, 636 S. 8⁰. 1919. Geh. M. 18.—, plus 100%. 2. Band: XII, 834 S. 1921. Geh. M. 65.—.

Den Grundstock der dritten Auflage bildet der unveränderte Text der zweiten. Neu hinzugekommen sind umfangreiche Zusätze und Veränderungen, die Paulsen in seinem nachgelassenen Handexemplare angebracht hatte. So ist das ausgehende Mittelalter, das Zeitalter Ludwigs XIV., die Charakteristik des Jesuitenordens stark verändert. Ebenso sind Inhaltsverzeichnis und Register wesentlich erweitert. Paulsens Geschichte des gelehrten Unterrichtes gehört zu den klassischen Werken der Pädagogik. Als es 1884 zum ersten Male erschien, wurde es als revolutionär und ketzerisch empfunden, weil es sich gegen die Monopolstellung des alten Gymnasiums und für eine gesunde Weiterentwicklung, für Anerkennung des Realgymnasiums und der Realschulen einsetzte. Die weitere Entwicklung ist dann im Sinne Paulsens gegangen; ob er aber mit den heutigen Bestrebungen, die den Hauptwert auf die Schulformen, nicht auf den Geist und das Wesen legen, einverstanden wäre, ist kaum anzunehmen. Das Werk ist aber keine bloße Geschichte der Pädagogik, sondern eine Darstellung der gesamten Kulturentwicklung unseres Volkes, soweit diese mit Schule und Universität zusammenhängt. So enthalten die beiden Bände auch viele Hinweise auf die Geschichte des geistigen Lebens, der Philosophie und der Wissenschaft, der religiösen und literarischen Bewegungen. Das Buch verdient auch über den Kreis der Lehrer hinaus weiteste Verbreitung. Rudolf Lehmann hat sich begnügt, in einem Anhange die Weiterentwicklung des gelehrten Unterrichts von 1892 bis zum Ausbruch des Weltkrieges in großen Zügen darzulegen. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, hat er einige Fragen der Schulreform angeschnitten und zur Erörterung gestellt. Zum Schluß charakterisiert er Paulsens Werk in folgender, die Bedeutung klar erkennender Weise: „Die deutsche höhere Schule wird wissenschaftlich bleiben, aber mit der Gelehrtenschule im alten Sinne des Wortes scheint es zu Ende zu gehen. Paulsens Werk, soweit es die Schule behandelt, wäre dann kein Bruchstück, sondern es bringt die Entwicklung in ihrem ganzen wesentlichen Verlauf von den Anfängen bis zum heraufdämmernden Ende zur Übersicht. Denn die Geschichte des gelehrten Unterrichts ist nur eine lange Episode in der längeren und hoffentlich immer höher aufwärtsstrebenden Entwicklung der deutschen Bildungs- und Erziehungsgeschichte."

Die deutschen Klassiker. Herder, Schiller, Goethe. Von Rudolf Lehmann. Leipzig 1921, F. Meiner. VIII, 342 S. 8⁰. Geh. M. 30.—, geb. M. 40.—. (Die großen Erzieher, ihre Persönlichkeit und ihre Systeme, herausgegeben von Rudolf Lehmann. Band IX, X.)

Rud. Lehmann stellt in dieser Schrift den Geist unserer klassischen Epoche, soweit er sich der Jugend- und Volkserziehung zugewendet hat, im Zusammenhang der historischen Entwicklung dar. Er legt in formvollendeter Sprache dar,

wie diese drei großen Erzieher eine neue Epoche in der Geschichte der Pädagogik heraufgeführt haben. Wir blicken heute mit einem Gefühl des Neides auf die Zeit unserer Klassiker zurück, auf die von ihnen bewußt vorbereitete und heraufgeführte Zeit einer Gemeinschaftskultur. Herder entwirft sein Ideal der Humanität, Schiller vertritt den Gedanken der ästhetischen Erziehung, Goethe lehrte und lebte das Ideal harmonischer Allseitigkeit. Auf Grund einer umfassenden, eingehenden Beschäftigung arbeitet Lehmann in seiner Darstellung das Gemeinsame und das Individuelle der drei großen Vertreter der klassischen Epoche heraus. Wer als deutscher Idealist der Überzeugung ist, daß der Geist den Körper baut, der wird auch auf die Probleme zurückgehen müssen, die unsere Klassiker gelöst haben, zwar nicht durch Organisationen und Reformen, wohl aber durch ihre Werke und ihre Arbeit.

Der Kampf um die Schuldauer. Eine Sammelschrift. Herausgegeben von Peter Petersen. Berlin 1921, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 110 S. 8°. Geh. M. 14.—.

Eine vielerörterte und vielumstrittene Frage wird in diesem Buche von verschiedenen Verfassern von den verschiedensten Gesichtspunkten aus behandelt. Unter den Verfassern finden wir die Namen bekannter Pädagogen: Karl Reinhardt, Kerschensteiner, Buchenau, Julius Ziehen, Zschimmer, Sebald Schwarz, Andresen, Helene Lange, der Kinderarzt Czerny, der Volkswirtschaftler Waldemar Zimmermann u. a. Einig sind alle eigentlich nur darüber, daß eine zwölfjährige Schulzeit nicht überschritten werden darf. Weniger einheitlich sind die Auffassungen über die Dauer der Grundschule (3 oder 4 Jahre) und der höheren Schule (8 oder 9 Jahre). Viel wichtiger aber als diese Zeit- und Streitfrage ist die Frage der inneren Schulreform, die auch von Buchenau (Qualität oder Quantität?) und Schwarz (Freiheit, nicht Gleichheit) scharf herausgearbeitet wird; auch Kerschensteiner und Andresen bringen dazu anregende Beiträge. Wenn man die Schrift von diesem Standpunkte, der aber nicht der des Herausgebers Petersen ist, betrachtet, so wird man das Buch mit großem Genuß lesen und wertvolle Anregungen daraus gewinnen.

Bildung und Bedeutung pädagogischer Bezeichnungen. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik und zur Förderung der Gegenwartspädagogik. Von Emil Zeißig. Habelschwerdt 1921, Verlag der deutschen Lehrerbücherei (Frankes Buchhandlung). 92 S.

Der Verfasser legt hier den ersten Entwurf eines Wörterbuches pädagogischer Ausdrücke vor. Mit großem Fleiß hat er versucht, eine Anzahl von Wörtern der pädagogischen Fachsprache nach ihrer Entstehung und Entwicklung zu untersuchen. Als erster Versuch und als Vorarbeit recht anregend, sich mit pädagogischer Wortkunde zu beschäftigen.

Schulpraxis. Unter besonderer Berücksichtigung der neueren Bestrebungen und Einrichtungen. Von Kreisschulrat Adolf Rude. 5.—6. verbesserte Auflage. Osterwieck (Harz) 1921, Zickfeldt. XII, 669 S. 8°. Geh. M. 36.—, geb. M. 43.—. (Bücherschatz des Lehrers, herausgegeben von Beetz und Rude.)

Das Werk behandelt übersichtlich das Schulgesundheitswesen, Jugendfürsorge, Jugendpflege, Schul- und Klasseneinrichtung, innere Einrichtung und Praxis des

Unterrichts. Für die Neuauflage umgearbeitet sind die Abschnitte Jugendfürsorge und Jugendpflege, neue kurze Ausführungen über Elternbeirat, Landaufenthalt der Stadtkinder und Jugendbewegung. Aus der Praxis der Volksschule hervorgegangen, enthält das Werk eine Fülle nützlicher Winke und Anregungen.

Schriften zur Jugendbewegung.
Wer sich einmal mit Fragen der deutschen Jugendbewegung beschäftigt hat, kennt die unglaubliche Zersplitterung unserer Jugend. Mag auch die Zahl der Anhänger der Jugendbewegung im Verhältnis zur Gesamtzahl gering sein, so ist doch die Bewegung selbst nicht wegzuleugnen: sie gehört zum Kulturbilde unserer Zeit. Wir haben auch schon eine umfassende Literatur über die Jugendbewegung; Natorp, Eberhard, Blüher, Körber, Stelter und andere haben darüber berichtet; ein Handbuch der Jugendbewegung fehlt noch. Nützliche Vorarbeit dafür leistet: Theo Herrle: Die deutsche Jugendbewegung in ihren wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zusammenhängen (Gotha 1921, Fr. A. Perthes. 72 S. M. 8.—). Herrle, der selbst schon öfters als Führer in der Jugendbewegung hervorgetreten ist, untersucht die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zusammenhänge, die zur Entstehung und Entwicklung der Jugendbewegung geführt haben. Mag man auch manchen Urteilen und Ansichten Herrles widersprechen, so bringt die Schrift doch ein sehr umfangreiches Material über die Vereinigungen, Zeitschriften, Zusammenkünfte, Bestrebungen der Jugend, das für Eltern und Erzieher zu kennen nützlich und notwendig ist. Man muß allerdings wünschen, daß die Anteilnahme von Eltern und Lehrern größer wird; nur so können Auswüchse in dieser Bewegung verhindert und die gesunden Äußerungen dieser Bewegung zum Erfolge geführt werden.

Von einem mißglückten Versuch des freideutschen Arbeitsamtes berichten die Teilnehmer der Tagung zu Hofgeismar im Herbst 1920: Hofgeismar. Ein politischer Versuch in der Jugendbewegung (Jena 1921, Diederichs. 75 S. M. 10.—.) Statt zu einer Einheitsfront der freideutschen Jugend zu führen, war das Ergebnis: Spaltung, Spaltung in eine kommunistische und eine freideutsch-parteilose Gruppe. Einig war man sich nur in der Überzeugung, daß der herrschende Staats- und Gesellschaftszustand geändert werden müsse. Im übrigen aber waren die Gegensätze zwischen den Teilnehmern unüberbrückbar. Eine besondere Bedeutung bekam die Tagung durch die Anwesenheit des Grafen Hermann Keyserling, dessen Ansprache zum Abdruck gebracht ist .— Von der „Neuen Schar“ in Thüringen berichtet der Erfurter Pfarrer Adam Ritzhaupt (Jena 1921, Diederichs. 40 S. M. 6.—). Unparteiisch und verständnisvoll berichtet er von dem Wirken und dem Charakter Muck-Lambertys, erkennt das Gute und Verdienstliche dieser Schar, verschließt aber seine Augen auch nicht vor den Schwächen. Da aber R. auf die Probleme der gesamten Jugendbewegung eingeht, besonders auf die religiöse Strömung und das sexuelle Problem, so bildet die Schrift einen beachtenswerten Beitrag zur Jugendbewegung.

Wegweiser für das Hochschulstudium des Lehrers. Herausgegeben von Dr. O. Karstädt. Osterwieck (Harz) 1921, Zickfeldt. I. Allgemeiner Teil: Allgemeine Bestimmungen und Ratschläge für die Vorbereitung zum Studium und für das Lehrerstudium auf den deutschen Hochschulen. Von Dr. O. Karstädt und G. Traun. VII, 128 S. M. 17.—.

II. Teil: Latein und Griechisch von Studienrat Trantow. Englisch und Französisch von Oberlyzealdirektor Dr. K. Müller. II, 95 S. M. 10.—.

Dieser Wegweiser ist ein unentbehrliches Handbuch für diejenigen Volksschullehrer, die auf Grund der neuen Erlasse die Universität beziehen wollen. Er enthält eine kurze Zusammenstellung der wichtigsten Bestimmungen über Zulassung und Prüfungen in Preußen und dem Reich. Vielleicht noch wertvoller ist die Beratung und die Wegweisung für das Studium selbst. Dazu dienen besonders die Ergänzungsbände, von denen der erste vorliegt. In ihnen wird alles behandelt, was dem Lehrerstudenten zu wissen notwendig ist: Vom Ziel der Prüfung bis zu den Literaturnachweisen. Die zahlreichen Winke für die Vorbereitung und Prüfung sind aus der Praxis hervorgegangen und recht verdienstvoll. Mögen auch einzelne Bestimmungen veralten, so sollte doch jeder Lehrer, bevor er sich zum Studium entscheidet, das Buch lesen und die Winke und Ratschläge befolgen.

Das Schulprogramm der Sozialdemokratie und ihre Schulpolitik. Von Dr. Richard Lohmann. Berlin, Stuttgart 1921. J. W. H. Dietz und Buchhandlung Vorwärts. 84 S. 8°. M. 6.50.

Da heute alle Schulfragen politisch betrachtet und ausgewertet werden, ist es für die Allgemeinheit von Wert, den Standpunkt der verschiedenen Parteien kennen zu lernen. Lohmann legt in seinem Buche das Schulprogramm der Mehrheitssozialisten dar, wie es sich auf Grund zahlreicher Vorarbeiten für ein neues Parteiprogramm voraussichtlich gestalten wird. Eingehend begründet er die Stellung der Partei zur Aufgabe, zum Ziel und zu den Mitteln der Erziehung. Überall bleibt er auf dem Boden der Wirklichkeit, zeigt die nächsten Möglichkeiten und das zu erreichende Ziel. Die Anlage der Schrift und die Begründung der einzelnen Forderungen ist sehr geschickt und wird denjenigen seiner Parteigenossen, die in Gemeindevertretungen und Elternbeiräten sitzen, recht nützlich sein. Bei der einflußreichen Stellung, welche die Mehrheitssozialdemokratie im politischen Leben hat, wird die Schrift aber auch in allen Kreisen beachtet werden müssen, die sich mit Schulfragen beschäftigen. Beachtenswert ist, daß Lohmann häufig in seinen Ansichten und Forderungen von denen anderer Schulpolitiker seiner Partei abweicht.

Synoptische Tabellen für den geschichtlichen Arbeits-Unterricht vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Siegfried Kawerau unter Mitarbeit von Fritz Ausländer, Heinrich Reintjes und Fritz Wuessing. Berlin, o. J. (1921), Franz Schneider. VII, 65 S. 4°. M. 45.—.

Diese Tabellen sind für den Schulunterricht der Oberstufe von Vollanstalten bestimmt, bieten aber auch für andere Benutzer eine sehr nützliche Zusammenstellung der wichtigsten geschichtlichen Ereignisse seit 1500. Die Tabellen stellen nebeneinander: Wirtschaft, Soziale Zustände und Bewegungen, Geistiges Leben (mit fünf Unterabteilungen), Innerstaatliche Organisation, Auswärtige Politik (mit dem Anhange: Internationale Organisation). Das Werk kommt einem alten Wunsche vieler Geschichtslehrer entgegen: es zwingt den Schüler

zur eigenen Mitarbeit, es betont die kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung und drängt die äußere Staatengeschichte zurück. Ob es aber notwendig war, die raumverschwendende Art des Nebeneinanders zu wählen, erscheint zweifelhaft, ebenso läßt sich gegen die Gliederung und Einreihung, gegen die Namenhäufung, gegen die den Benutzer oft bevormundende Art der Urteile manches einwenden. Was soll man zum Beispiel mit folgenden Bemerkungen anfangen? Die Mystiker Schwenkfeld und Franck (S. 3). Merulos: Griechischer Dramatiker und Satiriker (S. 27). Das Zeitalter der Reaktion (d. h. 1850—1920) betont den Religionsunterricht und sucht die Volksschule niedrig zu halten, um gehorsame Untertanen zu erziehen; die praktischen Bedürfnisse des sich industriell ungeheuer rasch entwickelnden deutschen Volkes sprengen diese Fesseln (S. 29). Ähnliche Beispiele ließen sich häufen. Überhaupt läßt sich eine große Ungleichmäßigkeit feststellen. Neben ausführlichen Darlegungen besonders wirtschaftlicher Art finden sich trockene Aufzählungen von Namen, die kaum für den Spezialforscher Wert haben. Wer daher die Tabellen mit Nutzen verwenden will, muß entweder selbst umfassende und gründliche Kenntnisse besitzen oder einen Führer haben, der ihn durch die Klippen und Riffe dieses Weges glücklich hindurchleitet. Der Druck und die Ausstattung des Werkes ist beneidenswert gut.

Das Malen und Zeichnen zur Belebung des Elementarunterrichts und der häuslichen Beschäftigung der Kinder. Von Heinrich Scharrelmann. Braunschweig 1921, Westermann. 2. Auflage. 162 S. mit 248 Bildern. Geb. M. 25.—. (Handbücher für modernen Unterricht.)

Die Aufgabe des Buches ist schon im Titel angegeben, und es kann festgestellt werden, daß es die Aufgaben auch wirklich löst. Es ist in erster Linie für diejenigen Lehrer und Erzieher bestimmt, die wenig Begabung, aber um so mehr Lust und Liebe zum Zeichnen und Malen haben. Recht geschickt zeigt Sch., wie man in allmählicher Steigerung Kinder zum Zeichnen anleiten und sich selbst eine gewisse Fertigkeit aneignen kann. Wer die Entwicklung unserer Kinder aufmerksam verfolgt, muß immer wieder mit Bedauern feststellen, daß die Kleinen, die anfangs mit Leidenschaft jedes Stückchen Papier, jede Wand mit Zeichnungen bedeckten, allmählich immer weniger Lust zum Zeichnen haben. Sch., der als tüchtiger Pädagoge bekannt ist, gibt nun in diesem Buche manchen guten Wink, wie man die Mallust in die rechte Bahn leiten und erhalten und zu immer größerer Vollkommenheit führen kann.

Geschichte

Cäsar, der Politiker und Staatsmann. Von Matthias Gelzer. Stuttgart 1921, Deutsche Verlags-Anstalt. 234 S. 8⁰. Geb. M. 32.—.

Der Frankfurter Historiker hat sich in diesem Buche eine pädagogische Aufgabe gestellt. Er will einem weiteren Kreise der Gebildeten das politische Lebenswerk Cäsars darstellen, um aus den Erfahrungen der unruhigen Zeit des ersten vorchristlichen Jahrhunderts die politischen Zusammenhänge, soweit wenigstens Ursache und Wirkung übersehbar sind, herauszuarbeiten. Die zur Verfügung stehenden Quellen sind gerade für Cäsars Politik besonders reichhaltig. Durch das Bestreben, das politische Leben Cäsars in allen Einzelheiten

vorzuführen, erschwert aber Gelzer dem Leser die Übersicht und damit die Aufgabe, ein Urteil und allgemeingeltende Erkenntnisse zu gewinnen. Wer sich aber durch die Fülle der Einzelheiten nicht abschrecken läßt, kann mancherlei Erkenntnisse über politische Zusammenhänge daraus entnehmen, deren Anwendung auf die Gegenwart und jüngste Vergangenheit nicht schwer ist. So ist das Verhältnis zwischen Staatsmann und Militär, die Bedeutung der großen Persönlichkeit und ihre Stellung zu den allgemeinen Zeittendenzen, die Rolle des Glückes in der Politik eine politische Frage aller Zeiten, nicht bloß zu Cäsars Lebzeiten. Wer also über solche Zusammenhänge an der Hand historischer Ereignisse nachdenken will, findet in Gelzer einen Führer.

Die Germanen in der Völkerwanderung. Nach zeitgenössischen Quellen. Von Johannes Bühler. Leipzig 1922, Inselverlag. 453 S. M. 45.—. (Memoiren und Chroniken.)

Seinem vorzüglichen Quellenbuch: Klosterleben im Mittelalter läßt Bühler nun diese Quellensammlung über die Völkerwanderung folgen. Die Einleitung enthält eine kurze, das Wesentliche aus der Fülle der Einzelheiten scharf heraushebende Darstellung der Völkerwanderung auf Grund der modernen Forschung. Dann folgt eine Auswahl der Quellen, die als sehr geschickt bezeichnet werden kann. Sie legt nicht den Hauptwert auf die Einzelheiten, sondern auf die Erkenntnis der großen Bewegung. In den Anmerkungen werden die Quellen knapp erläutert und irrige Angaben richtiggestellt. Doch hätte man gern eine eingehendere Erläuterung gewünscht, um so mehr, da die angeführte Literatur in der heutigen Zeit den meisten Lesern nicht so leicht zugänglich ist. Das Buch verdient weiteste Verbreitung und wird nicht nur Lehrern und Geschichtsfreunden, sondern auch der reiferen Jugend reiche Belehrung bieten.

Martin Luther. Vom Katholizismus zur Reformation. Von Prof. D. Dr. Otto Scheel. Erster Band: Auf der Schule und Universität. Dritte durchgesehene Auflage. Tübingen 1921, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). VIII, 340 S. gr. 8⁰. Geh. M. 60.—, geb. M. 75.—.

Scheel behandelt in seinem nun schon in dritter Auflage erschienenen Werke die Jugend und Entwicklung Luthers. Mit schärfster Kritik werden alle Zeugnisse geprüft, und viele Nachrichten, die sich in den zahlreichen Lutherbiographien finden, werden auf Grund einer eingehenden Untersuchung richtiggestellt. So hat Scheel das Bild Luthers vielfach anders dargestellt, als es die landläufige Überlieferung tut. Daß seine Forschungsergebnisse auch in Fachkreisen Ablehnung gefunden haben, ist selbstverständlich; Scheel setzt sich in den Anmerkungen eingehend mit seinen Kritikern auseinander. Auch die Schul- und Universitätsverhältnisse der Zeit werden von Scheel gründlich untersucht, in erster Linie natürlich die Schulen und Universitäten, auf denen Luther geweilt hat; aber auch die Zustände anderer Schulen werden zum Vergleich in weitestem Maße herangezogen, so daß Scheels Luther auch als ein Muster gründlicher und vielseitiger Forschung auf dem Gebiete des Schulwesens des ausgehenden Mittelalters und des Humanismus Beachtung verdient.

Das Land Italien und seine Geschichte. Eine historisch-topographische Darstellung. Von Albert von Hofmann. Stuttgart 1921, Deutsche Verlagsanstalt. 458 S. 8⁰. Geb. M. 54.—.

Hofmann geht von der Gestaltung des Landes aus und zeigt uns, wie Gebirge, Pässe, Flußläufe und Küstenbildung bestimmend auf die geschichtlichen Begebenheiten eingewirkt haben. Die Entwicklung Italiens von den ersten Anfängen bis zur Neuzeit wird an der Hand der Oberflächengestaltung klargelegt. Hofmann behandelt die einzelnen Landschaften Italiens von Piemont bis Sizilien und Sardinien und zeigt die Zusammenhänge zwischen Örtlichkeit und Geschichte. Er überschüttet dabei den Leser mit einer solchen Fülle von Einzelheiten, daß es oft schwer wird, die großen Zusammenhänge nicht aus dem Auge zu verlieren. Daher wird derjenige Leser den größten Nutzen von dem Buche haben, der die Geschichte Italiens genau kennt und imstande ist, die mitgeteilten Einzelheiten in Beziehung zur Gesamtentwicklung zu setzen. Zur ersten Einführung in die Geschichte Italiens ist die Darstellung weniger geeignet.

Der Aufstieg des Morgenlandes. (The Awakening of Asia.) Von Henry Mayne Hyndman. Übersetzt von Dr. W. O. von Hentig. Leipzig 1921, F. F. Koehler. 245 S. 8°. Geh. M. 34.—.

Das Buch des englischen Sozialistenführers Hyndman schildert die Wechselwirkungen zwischen Europa und Asien im Laufe der Jahrhunderte. Bewußt legt der englische Politiker den Hauptwert auf die Tatsachen; philosophische und religiöse Erörterungen liegen ihm naturgemäß fern. Auf Grund persönlicher Beobachtungen und eingehenden Studiums gibt er eine Entwicklungsgeschichte Japans, Chinas und Indiens und entwickelt seine Auffassung von der zukünftigen Entwicklung. Recht lehrreich sind seine Urteile über das Unheil, das die europäische Einmischung auf politischem und religiösem Gebiete in Asien angerichtet hat. Berücksichtigt man beim Lesen das, was Hentig im Schlußwort über die Persönlichkeit Hyndmans und über die Bedeutung und den Wert seiner Darstellung sagt, kann jeder Deutscher viel daraus lernen.

Papst und Kurie. Ihr Leben und Arbeiten. Dargestellt von Alphons Victor Müller. Gotha 1921, Fr. A. Perthes. XVI, 243 S. 8°. M. 18.—.

In 24 inhaltreichen Abschnitten stellt der sachverständige Verfasser die heutige Einrichtung und den heutigen Betrieb der Römischen Zentralkirchenverwaltung dar. Alle Einrichtungen der Kurie werden in ihrer theologischen, kanonischen, liturgisch-zeremoniellen und kirchenpolitischen Bedeutung geschildert. Historische Hinweise finden sich seltener. Wer sich über die Wahl, das Leben, die Rechte und Pflichten des Papstes, der Kardinäle, der päpstlichen Behörden und Beamten unterrichten will, wird zu diesem Nachschlagebuch greifen.

Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Friedrich Luckwaldt. 2 Bände. Berlin 1920. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 1. Band: Werdezeit 1607—1848. X, 351 S. Geh. M. 30.—, geb. M. 38.—. 2. Band: Der Kampf um Einheit und Weltgeltung. 1848—1920. VIII, 336 S. Geh. M. 30.—, geb. M. 38.—.

Wir besitzen bereits drei vorzügliche Gesamtdarstellungen der nordamerikanischen Geschichte in deutscher Sprache: Dänell, Darmstädter und Hoetzsch. Man könnte zweifeln, ob daneben noch das Bedürfnis nach einer vierten vorläge. Die Prüfung von Luckwaldts Werk zeigt, daß es an wissenschaftlicher Gediegenheit und anschaulicher Darstellung neben den anderen bestehen kann; überall

fühlt man beim Lesen, daß L. gründliche Studien getrieben hat und auf Grund eingehenden Quellenstudiums dieses Werk geschrieben hat. Gegenüber den bisherigen Darstellungen hat Luckwaldts Buch nach meiner Meinung zwei Vorzüge: Es führt bis zur Gegenwart und ist nach Inhalt und Umfang reicher, zwei Umstände, die bei der außerordentlichen politischen Bedeutung des Landes für die Gegenwart und Zukunft nicht zu unterschätzen sind. Natürlich ist das Urteil über die letzten Jahrzehnte, insbesondere über die Teilnahme der Union am Weltkrieg trotz der vorsichtigen Formulierung noch unsicher, die Begründung durch L. aber sehr geschickt. Ein sehr wertvolles Lesebuch und Nachschlagewerk für alle Kreise der Gebildeten.

Von deutscher Art und Kunst. Eine Deutschkunde. Mit 42 Tafeln und 2 Karten. Herausgegeben von Walther Hofstaetter. 3. Auflage. Leipzig 1921, Teubner. 240 S. Oktav. Geb. M. 35.—.
Dieses Buch erzählt in Wort und Bild von deutscher Art und Kunst; es legt vor allem Wert darauf, die inneren Zusammenhänge der Gesamtentwicklung der deutschen Kultur klar zu legen. Die 3. Auflage ist umgearbeitet und erweitert. Die Verfasser der einzelnen Abschnitte sind als Fachmänner bekannt, so daß das Werk inhaltlich zuverlässig ist. Wegen des hohen Preises wird leider die Verbreitung dieses vorzüglichen Geschenk- und Hausbuches nicht sehr groß werden. Vielleicht entschließt sich der Verlag, eine billige Volksausgabe herauszugeben.

Deutsche Denkstätten in Italien. Neue Folge. Von Robert Kohlrausch. Mit Bildern von Alfred H. Pallegrini. 2. Auflage. Stuttgart o. J. Robert Lutz. VIII, 332 S. Oktav. M. 16.—.
Auch in diesem Bande führt uns der Kenner Italiens durch denkwürdige Stätten Italiens. (Vgl. die Anzeige des 1. Bandes Seite 140 dieses Jahrganges.) Bilder voller Glanz und Finsternis, Bilder jahrhundertelangen deutschen Ringens um den italienischen Boden, Bilder aus den Tagen der Ostgotenherrschaft bis zum Untergang der letzten Hohenstaufen führt uns Kohlrausch vor Augen. Eine Kulturgeschichte Italiens im Mittelalter in prächtigen, farbenfrohen Bildern, ein Buch voll von Wehmut, denn ergreifende Tragödien bezeichnen mit Marksteinen diesen Lauf der Geschichte.

Die kommunistischen Gemeinwesen der Neuzeit. Von Michael Tugan-Baranovsky. Aus dem Russischen von Dr. Elias Hurwicz. Gotha 1921, Fr. A. Perthes. V, 70 S. M. 6.—.
Diese Schrift erschien im Jahre 1913 unter dem bezeichnenden Titel: Auf der Suche nach einer neuen Welt. Sie erzählt anschaulich von den Schicksalen kommunistischer Gemeinden: von Owen, Fourier; der ikarischen Gemeinden, der religiös-moralischen Gemeinden Amerikas und der Kolonie Kriniza. Gescheitert sind sie schließlich alle; von längerer Lebensdauer waren nur diejenigen, und diese Feststellung ist interessant, die auf religiös-ethischer Grundlage errichtet waren. Beispiele beweisen; wer sich für die praktische Durchführung kommunistischer Gedanken interessiert, findet in dem Buche die Ergebnisse einer ganzen Reihe praktischer Versuche in Politik und Wirtschaft.

Staatswissenschaften

Die Verfassung des Deutschen Reiches. Von Dr. Konrad Sänger. Berlin 1920, Otto Elsner. 198 S., kl. 8°, geb. M. 9.—. (Elsners Betriebsbücherei. 1. Band.)

Die Verfassung des Deutschen Reiches. Langensalza 1920, Wendt & Klauwell. 40 S., kl. 8°, geh. M. 2.50 und Zuschlag. (Bücher der Zeit Nr. 17.)

Da jeder deutsche Staatsbürger den Wortlaut der Verfassung des Deutschen Reiches kennen muß, sei auf diese beiden Ausgaben hingewiesen. Wer nur den Wortlaut kennen will, wird sich mit der billigen Ausgabe des Verlages Wendt & Klauwell begnügen können. Der in Elsners Betriebsbücherei erschienene Ausgabe genügt auch weitergehenden Ansprüchen. Sie enthält neben dem fortlaufenden Abdruck der Verfassung noch eine von dem Präsidenten des Preußischen Statistischen Landesamtes Dr. Sänger erläuterte Ausgabe, in der auf die praktische Bedeutung der Bestimmungen hingewiesen wird. Auch manche Hinweise auf den Friedensvertrag von Versailles, der die Verfassung an mehreren Stellen durchlöchert, sind für Benutzer nützlich.

Sozialismus, Kommunismus, Anarchismus. Herausgegeben von Karl Diehl und Paul Mombert. Bd. 1: Schriften von Hauptvertretern dieser Richtungen. VIII, 344 S., geb. M. 18.—. Bd. 2: Programme und programmatische Kundgebungen. XV, 284 S., geb. M. 18.—. Karlsruhe 1920, G. Braun. (Ausgewählte Lesestücke zum Studium der politischen Ökonomie. Bd. XI und XII.)

Sozialismus, Kommunismus, Anarchismus gehören in unserer politisch bewegten Zeit zu den gebräuchlichsten Schlagwörtern. Wer sich über den Sinn und die Bedeutung dieser Vokabeln gründlich und zuverlässig belehren will, findet in den beiden Bänden ein überreiches Material. Von den 12 Artikeln der Bauern aus dem Jahre 1525 bis zu den Schriften von Kautsky, Radek, Bucharin sind die wichtigsten Kundgebungen geschickt und übersichtlich zusammengestellt. Es wäre zu bedauern, wenn dieses lehrreiche Material nur in den akademischen Kreisen benutzt würde. Jeder Politiker und Nationalökonom, jeder Zeitungsleser, der mit eigenem Urteil an der Gestaltung der Zukunft mitarbeiten will, jeder Wähler, der sich nicht mit den üblichen Schlagwörtern der Flugblätter zufrieden gibt, findet hier Gelegenheit, die grundlegenden Werke über die politischen und wirtschaftlichen Bewegungen kennen zu lernen.

Die Lüge des Völkerrechts. Der Krieg als Rechts-Institution und das Problem des Völkerbundes im Gedankensystem des Völkerrechts. Von Kurt Wolzendorff. Leipzig: Der Neue Geist. Verlag o. J. 117 S., 8°, M. 6.—.

Eine Frage des rechtlichen Gewissens aus den Grundgedanken des Völkerrechts ist das Problem dieser Arbeit; es handelt sich durchweg um die rechtsgedankliche Frage ohne Rücksicht auf das Geschichtliche und das Praktisch-Politische in dem Problem. Dieses im Rahmen des rechtsgedanklichen Systems der modernen staatlichen und zwischenstaatlichen Ordnung darzulegen, ist des Verfassers letzte Absicht. Er tut das mit der Kraft eines Mannes, der das Gebiet völlig beherrscht. W. ist einer der besten Kenner des Völkerrechtes, seiner Schwächen und Lücken. Er enthält sich in der Abhandlung fast überall der

Polemik und geht konsequent seinem eingeschlagenen Wege nach, ohne rechts und links zu sehen. Daher kommt er unentwegt weiter zu dem Resultate, daß das ganze Völkerrecht eine Lüge ist, die der Krieg aufgedeckt hat. Deutschland ist das betrogene, das belogene, das diese Lüge ausbüßen muß. Es ist das das gewaltigste Zeugnis für die Notwendigkeit, dem Ziele eines wahren Völkerrechts, dem Völkerbunde, zuzustreben. „Hat man den sonnig-nüchternen Optimismus der liberalen Weltanschauung, die mit dem Bewußtsein der menschlichen Schwäche den Glauben an den Fortschritt der Menschheit durch die Menschlichkeit verbindet, so wird man stets wieder bleiben bei ihrem hoffenden und wollenden trotz alledem und alledem." (??) Das Buch ist für den Interessenten sehr zu empfehlen. W.

Versuch einer Gesellschaftswissenschaft. Von Dr. Carl Brinkmann. Privatdoz. an der Univ. Freiburg i. Br. München u. Leipzig: Duncker & Humblot. 1919. 138 S., geb. M. 9.—.

Es ist schön und wohl zu loben, wenn ein junges Privatdozentlein kühn seinen eigenen Weg beschreitet. Und noch so einer wie dieser, der recht seine Feder führt. Der Verfasser ist belesen, namentlich in der Literatur der Aufklärung und der Jetztzeit, und weiß, was er will. „Statt der (sicherlich berechtigten) Abwehr vieler Mißverständnisse, die dabei die Beschränkungen hüben und drüben verschuldeten, habe ich einmal die Fragestellung versucht, ob denn nicht nach allen solchen Abstrichen das doppelte Ungenügen unserer soziologischen Methoden für uns selbst und die anderen am Ende doch davon zeugt, daß die meisten unter ihnen über der stets erneuten Polarität von Individuum und Staat viel von den eigentlichen Inhalten des sie vermittelnden Zwischengebiets, eben der Gesellschaft, aus dem Auge lassen." Der Satz diene zugleich als Muster dafür, wie schwer sich das Buch liest. Aber sonst ist das Werk wohlgelungen und in einem hochanständigen Verlage untergebracht. Glück zu zu der Fahrt. W.

Der demokratische Gedanke. Von Carl Gebhardt. Leipzig: Meiner 1920. 61 S., 8°, M. 4.—. (Philosophische Zeitfragen.)

Der Verfasser ist ein scharfer Denker, der es wohl versteht, die einzelnen Systeme rein voneinander zu trennen und sie auseinander zu halten, indem er ihre Eigenheiten voneinander scheidet und einander gegenüberstellt. So hier die Staatsideen Kants, Fichtes und Hegels. Dieser drei Gelehrten Ideen bilden die Grundlehren für den Staat der Neuzeit. Von hier aus entwickelte sich der deutsche Staat. Dreimal setzte er seine Umformung zur Einheit und Freiheit an: in der Reform des Frhr. vom Stein, 1848 und unter Bismarck, das letzte Mal rein mechanistisch, begründet auf Macht und der Geschicklichkeit des Aufbaues. Zerstört durch einen Dilettanten, unterlag er den Anstürmen von Karl Marx. Das deutsche Bürgertum ist heute demokratisch — und denkt sozialistisch, Fürsten und Adel sind verschwunden, der demokratische Gedanke hat gesiegt. Das ist die Entwicklung, die dieses Buch nachweist. W.

Kunst

Kunstpädagogik. Leitsätze für die Organisation der künstlerischen Erziehung von Hans Cornelius. Erlenbach-Zürich, 1920. Eugen Rentsch. 212 S. mit 111 Abbildungen. 8°. Fr. 16.—.

Cornelius will künstlerische Kultur zum Gemeingut des ganzen Volkes machen, er will die zweifellos bestehende Unkultur unserer Straßen, unseres Hausrats, unserer Kleidung zeigen und Wege zur Besserung aufweisen. Er verlangt vor allem eine Umgestaltung unseres Kunstunterrichts und hat seine Grundsätze als Leiter der Münchener Lehrwerkstätten praktisch angewendet. Grundsätze und Erfahrungen teilt er nun der Öffentlichkeit mit, um auch in weiteren Kreisen der Öffentlichkeit zur Beseitigung der Mißstände behilflich zu sein. Seine Leitsätze sind klar herausgearbeitet und durch die Abbildungen gut erläutert, werden aber in Künstlerkreisen viel Widerspruch finden; denn in der heutigen Zeit werden nur wenige Künstler das Bestehen von Gesetzen der künstlerischen Logik zugeben, wie sie Cornelius vertritt. Die Leitsätze verdienen aber die Beachtung aller der Kreise, die an der künstlerischen Erziehung des Volkes mitarbeiten, vor allem der Zeichenlehrer.

Beuroner Kunst. Eine Ausdrucksform der christlichen Mystik. Von Josef Kreitmaier. S. J. Mit 37 Tafeln. Dritte vermehrte Auflage. Freiburg i. Br. 1921, Herder. XVIII, 116 S. Geb. M. 35.—.

Der Verfasser versucht, die Beuroner Kunst in ihrem Wesen und ihren Zielen weiteren Kreisen näher zu bringen. Der Begründer dieser Kunstschule, P. Desiderius Lenz, kann das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, eine katholische kirchliche Kunst geschaffen zu haben, die in ihrer Monumentalität befruchtend auf die übrige kirchliche Kunst gewirkt hat. Erinnerungen an alte Klosterkünstler tauchen auf, wenn man den reichen Bilderschmuck betrachtet, und daneben Ansätze modernster Kunst. Besonders wertvoll sind die Hinweise auf die engen Zusammenhänge zwischen dieser neuen kirchlichen Kunst des 19. Jahrhunderts und der benediktinischen Frömmigkeit.

Raffael. Von Dr. Ernst Diez. Zweite erweiterte Auflage. 88 S. 8⁰. Mit 62 Bildern. M. 6.—.

Albrecht Dürer. Von Prof. Dr. H. W. Singer. Vierte Auflage. 96 S. Mit 60 Bildern. M. 6.—.

Wilhelm Busch. Von K. W. Neumann. Zweite Auflage. 64 S. Mit 88 Bildern. M. 6.—. Bielefeld 1921, Velhagen & Klasing. (Velhagen & Klasings Volksbücher 26, 10, 141.)

Diese Volksbücher zählen mit ihrem reichen Bilderschmuck zu den Büchern, die man unserer heranwachsenden Jugend recht oft in die Hände geben möchte. Sie führen zwanglos in das Leben und in das Schaffen dieser Künstler ein. Sie sollten auch als Schulbücher und als Hilfsbücher für Volkshochschulen Verwendung finden, da ihr niedriger Preis die Anschaffung ermöglicht. Als Geschenkbücher seien sie angelegentlich empfohlen.

Literaturgeschichte

Deutsche Dichtung im Strome deutschen Lebens. Eine Literaturgeschichte. Von Karl Kaulfuß-Diesch. Leipzig 1921, R. Voigtländer. XII, 316 S. 8⁰. Geb. M. 40.—.

An Literaturgeschichten haben wir keinen Mangel. Wenn daher eine neue auf dem Büchermarkte erscheint, fragt der Fachmann zuerst: Worin liegt das

Neue, Eigenartige dieses Buches, das sein Erscheinen rechtfertigt? Neue Tatsachen bringt Kaulfuß nicht, kann er nicht bringen. Dennoch unterscheidet sich seine Literaturgeschichte von den anderen darin, daß es die deutsche Dichtung „im Strome deutschen Lebens“ zeigt, das heißt, die Zusammenhänge von deutscher Dichtung und Kultur betont. Dieser Gesichtspunkt ist nicht neu, ist aber von Kaulfuß geschickt durchgeführt. Dafür läßt er einen großen Teil des Ballasts an Zahlen, Namen und Inhaltsangaben fort und zwingt den Leser, sich mit den Werken der deutschen Literatur zu beschäftigen. Die Darstellung ist fließend, klar und volkstümlich, so daß sich das Buch auch für die reifere Jugend eignet.

Wörterbuch zur deutschen Literatur. Von Dr. Hans Röhl. Leipzig 1921, Teubner. IV, 202 S. 8°. Geb. M. 25.—. (Teubners kleine Fachwörterbücher.)

Dieses Fachwörterbuch enthält eine sehr inhaltreiche Sammlung von Fachausdrücken und Personennamen aus der deutschen Literatur, Poetik, Metrik, Stilistik, dem Schrift- und Buchwesen, Theaterwesen, der Sprachgeschichte und Lautlehre; der Begriff der „Literatur“ ist also recht umfassend gebraucht. Stichproben zeigen, daß auch dieses Wörterbuch für den praktischen Gebrauch geeignet ist: es berücksichtigt nur das Wesentliche, die Erläuterungen sind kurz und allgemeinverständlich, fremdsprachliche Fachausdücke sind etymologisch erklärt. Gesamturteil: brauchbar und empfehlenswert.

Goethes Schweizerreisen. Tagebücher, Briefe, Gedichte, Handzeichnungen, herausg. von Dr. Hans Wahl. Gotha: F. A. Perthes o. J. (1921). 164 S., 11 Taf. Handzeichn. u. 1 Karte. Oktav. Geb. M. 40.—.

Heute Bücher von Goethe herauszugeben, ist ein gewagtes Unternehmen, und wenn es eins ist, wie dieses, tadellos und gediegen gegenüber der Eckermannschen Redaktion der Schweizerreisen Goethes. Diese enthält alle Dokumente zurechtgestutzt, die vorliegende Veröffentlichung des Direktors des Goethe-Schiller-Archivs, H. Wahl, die blanken Aufzeichnungen Goethes selber. Diese drei Reisen des Dichters von 1775, 1779 und 1797 waren ihm mehr, als sie uns gewesen wären, eine neue Anregung zu Leben, Dichten und Schaffen und daher ist jeder Strich, jede Zeile aus der Zeit, wo er sich auf der Tour befand, so wichtig als eine Äußerung nicht nur seiner Stimmung, sondern auch seiner Forschungsweise. Denn er forschte unterwegs immerzu trotz seines Staunens über die Großartigkeit der ihn umgebenden Natur. Das Buch kann empfohlen werden. Wo.

Friedrich Hebbel. Von Etta Federn. München o. J. (1920). Delphin-Verlag. 348 S. Pappband M. 25.—.

Das Buch will den inneren Zusammenhang von Hebbels Werk mit seinem Leben und seiner Entwicklung herausarbeiten. Geschickt sind wichtige Brief- und Tagebuchstellen zusammengestellt und erläutert, so daß der Leser verfolgen kann, wie sich der verbitterte, mißtrauische Proletarier zu einem milden, weisen Lebensgenuß durchringt, wie er sich langsam im harten Kampfe gegen Armut und Enge zur Höhe und Freiheit der letzten Jahre emporarbeitet.

Der Inhalt der Werke wird kaum gestreift, nur die Grundgedanken und der Zusammenhang mit dem Leben Hebbels kurz angedeutet. Eine Erläuterung von Hebbels Werken bringt Etta Federn also nicht, wohl aber eine gute Einführung in sein Leben und seine Entwicklung.

Ibsens Bühnentechnik. Von Monty Jacobs. Dresden 1920, Sibyllen-Verlag. 208 S. M. 18.—, geb. M. 23.—.
Das Buch geht von bühnentechnischen Problemen aus: Mittel der Charakteristik, Monolog und Dialog, Aufrollen der Vergangenheit, Verknüpfung der Personen, Steigern und Spannen, Motive. Bei der Darstellung aber erweitert sich das Thema zu einer sehr lehrreichen vergleichenden Charakteristik von Ibsens Dramen. Wir lernen so Ibsen als Dramatiker kennen, in seinem allmählichen Werden und Entwickeln bis zur Meisterschaft. „Je sicherer Ibsens Bühnenkunst wird, desto deutlicher enthüllt sich ihre Absicht: alle ihre Mittel stellt sie in den Dienst der großen Forschungsreise nach dem Menschencharakter." (S. 11.) Diese Forschungsreise können wir unter der Führung von Jacobs nacherleben, und darin liegt ein großer Reiz für denjenigen, der Ibsens Werke gelesen und auf der Bühne gesehen hat.

Shakespeare, dargestellt in Vorträgen. Von Gustav Landauer. Frankfurt a. Main 1920. Rütten & Loening. Bd. 1: VII, 352 S. Bd. 2: 394 S. Geh. M. 60.—, geb. M. 82.—.
Landauer hat diese Shakespeare-Vorträge unter großem Beifall in Berlin vor einer Zuhörerschaft gehalten, die sich aus allen Gesellschaftsschichten und Berufsklassen zusammensetzte. Sie fanden soviel Beifall, weil er bei Shakespeare Antwort auf die Frage nach Sinn und Aufgabe des Lebens suchte, weil er die Welt Shakespeares nicht als Philologe, sondern als Seelenkenner durchforschte. Er schien sich das Ziel gesetzt zu haben, die Richtigkeit von Goethes Wort nachzuweisen: „Shakespeare ist ein großer Psychologe, und man lernt aus seinen Stücken, wie den Menschen zumute ist." Jeder einzelne der Vorträge befaßt sich zunächst mit den Quellen, aus denen Shakespeare den Stoff für seine Dichtungen nahm, zeigt dann, wie der Dichter diesen Stoff benutzte, und vertieft sich in die Erforschung des Seelischen. Im einzelnen läßt sich vieles an den Vorträgen aussetzen, als Gesamtwerk sind sie sehr anregend. Die Vorträge behandeln sechzehn der meist gespielten Dramen, außerdem die Sonette und Shakespeares Persönlichkeit. Martin Buber hat die Herausgabe der beiden Bände mit liebevoller Sorgfalt besorgt.

Goethe: Reinecke Fuchs. Mit Illustrationen nach 57 Radierungen von Allart van Everdingen. Eingel. und herausg. von Dr. Johannes Hofmann. Leipzig 1921, J. J. Weber. XVI, 128 S. gr. 8°. Lwbd. M. 33.—.
Goethe: Faust. Erster und zweiter Teil. Herausg. von Prof. Dr. Max Hecker. Mit Bildern nach sieben Handzeichnungen Goethes und zahlreichen Bildern zeitgenössischer Künstler. Herausg. und eingel. von Franz Neubert. Ebenda. XV, 63, 275 S. gr. 8°. Lwbd. M. 34.—.
Goethe: Das Märchen. Mit zehn farbigen Bildern nach Gemälden von Hermann Hendrich. Nachgeprüft und erläutert von Prof. Dr. Max Hecker. Ebenda. M. 28.—.

Die Bedeutung dieser Ausgaben liegt vor allem in dem beigegebenen Bilderschmuck. Mit gutem Geschick haben die Herausgeber die Abbildungen ausgewählt, die noch heute kunst- oder kulturhistorisches Interesse haben. Kurze Einleitungen führen in den Text ein und begründen und erläutern die Auswahl der Bilder. Die Ausstattung und Bildwiedergabe ist vorzüglich, so daß sich die Bände zu Geschenkzwecken eignen.

Matthias Claudius, Der Wandsbecker Bote im Bilderschmuck Ludwig Richters. Eine Auswahl von Karl Budde. Leipzig 1921, R. Voigtländer. XVI, 152 S. mit 86 Bildern. 8°. M. 30.—.
Es war ein glücklicher Gedanke, diese beiden echt deutschen Männer zu vereinigen: den gemütvollen Dichter und den gemütvollen Zeichner deutschen Lebens. Beide stehen noch heute dem Herzen deutscher Kinder nahe, der eine durch seine Gedichte und Erzählungen, der andere durch seine Bilder. Die hier gebotene Auswahl ist recht geschickt; man hat den Eindruck, Claudius und Richter hätten gemeinsam das Buch verfaßt. Ein schönes Hausbuch für stille Stunden bei gemütlichem Lampenlicht.

Novellen der Romantik. Herausgegeben von Dr. Max Hecker. Leipzig 1921, J. J. Weber. VIII, 312 S. 8°. Geb. M. 26.50.
Diese Sammlung enthält elf der schönsten Novellen der Romantiker: von Tieck Den blonden Eckbert; Magelone, Gemälde, musikalische Leiden und Freuden; von de la Motte Fouqué Galgenmännlein und Undine; von Brentano Die Geschichte vom braven Kasperle und dem schönen Annerl; von Achim von Arnim Den tollen Invaliden, Die Majoratsherren, Die Verkleidung des französischen Hofmeisters und Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott. Diese Novellen mit ihren grausigen, seltsamen, ergreifenden Geschichten, mit ihren geheimnisvoll-spukhaften Gestalten sind recht zeitgemäß und verdienen auch heute noch die Beachtung. Professor Dr. Hecker führt in einer kurzen Einleitung in das Leben der Romantiker und in die Eigenart der romantischen Novelle ein.

Sprachgeschichte

Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. Von Dr. Ernst Wasserzieher. Berlin 1920, Ferd. Dümmler. 4. Aufl. LVIII, 170 S. Geb. M. 9.60.
Bilderbuch der deutschen Sprache. Von Dr. Ernst Wasserzieher. Ebenda 1921. VIII, 287 S. Kart. M. 20.—.
Wasserziehers Bücher gehören zu den bekanntesten und, was wichtiger ist, zu den gelesensten Werken über die deutsche Sprache. Sie verdanken dies neben dem reichen, zuverlässigen Inhalt auch der anziehenden, gefälligen Form, dem leichten, aber durchaus nicht oberflächlichen Plauderton. In einem Wörterbuch liegt natürlich der Hauptwert in der Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit des Inhaltes. Beides kann man dem ableitenden Wörterbuch nachrühmen, das ein vorzügliches Nachschlagebuch ist. Recht brauchbar sind auch die einleitenden Zusammenstellungen über die Fremdwörter und ihre Aufnahmezeit,

über Rückwanderung, Volksetymologie, unerklärte Wörter usw., die eine Fülle von sprachlichen und kulturgeschichtlichen Entwicklungen bringen. Wer gerade diesen kultur- und sprachgeschichtlichen Inhalt in angenehmem Plauderton vorgetragen haben will, findet ihn im „Bilderbuch“. In 75 kurzen Aufsätzen behandelt W. die mannigfaltigsten Fragen des Sprachlebens. Er plaudert über einzelne Wörter und Wortgruppen, gelegentlich auch über wichtige Kulturfragen (z. B. Sprache und Kultur, Zeitung als Erzieherin, Rechtschreibung, Schlagwörter usw.). Wer Teilnahme für seine Muttersprache hat, und jeder sollte sie haben, findet hier auch ohne Vorkenntnisse einen guten Führer in dem Reichtum der deutschen Sprache.

Deutsche Redensarten. Sprachlich und kulturgeschichtlich erläutert von Albert Richter. Vierte, vermehrte Auflage. Herausgegeben von Oskar Weise. Leipzig 1921, Friedrich Brandstetter. II, 243 S. Geh. M. 12.—, geb. M. 15.—.

Das Buch führt in das interessante, aber leider viel zu wenig bekannte Gebiet der deutschen Kulturgeschichte. Es erklärt sprachlich und kulturell viel gebrauchte Redensarten und zeigt die dem Sprecher meist unbekannte Entstehung und ursprüngliche Bedeutung. Dabei findet sich dann ungezwungen Gelegenheit, an der Hand von alten Sprüchen und Bemerkungen die Zustände und Anschauungen früherer Jahrhunderte zu zeigen und die Entwicklungen der Sprachformen darzustellen. Die Zusammenstellung ist recht geschickt, da bei jeder Redensart verwandte und ähnliche Ausdrücke angeführt sind. Das Buch wird jedem Freude machen, der sich für die Vergangenheit der deutschen Sprache und Kultur interessiert und Redensarten, wie auf dem Damme sein, heimleuchten, ein X für ein U machen, Grillen fangen und viele andere nicht gedankenlos gebrauchen will. Das Buch sollte in jedem deutschen Hause gelesen werden.

Sprachleben und Sprachschäden. Ein Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs. Von Professor Dr. Theodor Matthias. Leipzig 1921, Friedrich Brandstetter. Fünfte verbesserte und reich vermehrte Auflage. XII, 503 S. Oktav. M. 40.—, geb. M. 46.—.

Das Buch ist auch in der neuen Auflage das, was der Titel sagt: ein Führer, sogar ein guter Führer für denjenigen, der die deutsche Sprache schriftlich oder mündlich gebraucht, und dazu zählen nicht nur die Lehrer, sondern alle Volksgenossen. Das Buch, das als Hand- und Nachschlagebuch gedacht ist, kann als Berater bei sorgfältiger, auf Klarheit und Schönheit abzielender Sprachpflege warm empfohlen werden.

Sagenkunde

Die Götter und Göttersagen der Germanen. Von Friedrich von der Leyen. Neue Bearbeitung. München 1920, C. H. Beck. 273 S. Geh. M. 16.—, geb. M. 22.—.

Die deutschen Sagen des Mittelalters. Von Karl Wehrhan. Ebenda. Bd. 1 (1919). XII. 210 S. 8⁰. Geb. M. 11.—. Bd. 2 (1920). IX, 253 S. 8⁰. Geb. M. 17.—. (Deutsches Sagenbuch, Bd. I, III 1, 2.)

Der erste Band schildert zuerst im engen Anschluß an die uns erhaltenen Zeugnisse das Wesen und die Entwicklung der germanischen Götter, etwa vom Beginn unserer Zeitrechnung bis ins 8. und 9. Jahrhundert. Dann aber wendet sich die Darstellung zu der nordischen Göttersage, die vor allem in der Edda aufbewahrt ist. Dadurch finden die Sagen der Südgermanen erst die rechte Erklärung und Deutung, wenn man sich auch hüten muß, beide zu vermischen. Der dritte, in zwei Teilen erschienene Band sammelt die deutschen Sagen des Mittelalters. Im ersten Teil sind die wichtigen Kaisersagen, im zweiten Teil die Stammessagen von Wehrhan übersichtlich zusammengestellt und den Quellen anschaulich nacherzählt. Zutreffend ist, was Wehrhan in der Einleitung über die mittelalterlichen Sagen sagt: „Sie beleben die Geschichte, gestalten deren sonst für weite Kreise trockenen Stoff volkstümlich, bieten manch herrliches Denkmal der gemütvollen Teilnahme des Volkes vom Gange der eigenen Geschichte und ein herrliches Kleinod deutscher Volksdichtung." Darum sollten diese Götter- und Heldensagen in Schule und Haus recht fleißig gelesen werden. Von der Leyens deutsches Sagenbuch aber verdient als Haus- und Geschenkbuch weiteste Verbreitung.

Walhall. Germanische Götter- und Heldensagen. Für alt und jung am deutschen Herd erzählt von Felix Dahn und Therese Dahn. Leipzig (1914). Breitkopf & Härtel. X, 629 S. 8⁰. Geb. 11.90 M.

Felix Dahn sagt an einer Stelle dieses Buches: „Diese Götterlehre ist das Spiegelbild der Herrlichkeit unseres eigenen Volkes, wie dies Volk sich darstellte in seiner einfachen, rauhen, aber kraftvollen, reinen Eigenart: in diesem Sinne ist die germanische Götter- und Heldensage ein unschätzbarer Hort, ein unversiegender „Jungbrunnen" unseres Volkstums: das heißt, wer in rechter Gesinnung darein niedertaucht, der wird die Seele verjüngt und gekräftigt daraus emporheben; denn es bleibt dabei, das höchste Gut der Deutschen auf Erden ist: — sein deutsches Volk selbst." Da wir jetzt einen solchen Jungbrunnen brauchen, sei auf dieses Buch hingewiesen, in dem Felix Dahn uns die Göttersage, Therese Dahn die Heldensage erzählt, beide anschaulich und volkstümlich. Ein gutes Geschenkbuch für die reifere Jugend.

Atlantis. Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas. Band VI: Spielmanns Geschichten der Sahel. Herausgegeben von Leo Frobenius. Jena 1921, Diederichs. 351 S. 8⁰. Geh. M. 50.—, geb. M. 65.—.

Diese Sammlung afrikanischer Kultur schreitet rüstig fort. Der soeben erschienene Band VI behandelt die Kultur der Sahel, einer zwischen Sahara und Sudan liegenden Landschaft. Nach einer sehr interessanten Einleitung, die Land und Leute dieser Grassteppe und die gesellschaftliche Gliederung darstellt und dabei eine Fülle von neuen Kenntnissen von diesem bisher wenig bekannten Gebiete bringt, werden die von Leo Frobenius an Ort und Stelle gesammelten Spielmannslieder und Heldensagen veröffentlicht. Dabei offenbaren diese literarischen Denkmäler ein geistiges Leben, wie wir es in Nordafrika bisher nicht gekannt und nicht vermutet haben. Diese Sagen handeln von Rittern, edlen Frauen, von herumziehenden Sängern, wie es ähnlich und doch wieder ganz anders die nordischen Sagas tun. Wir lernen ein afrikanisches Kulturreich kennen, in dem sich schon vor unserer Zeitrechnung ein großes

staatliches Leben abspielte. So wie sich im Laufe der letzten Jahrzehnte die Landkarte von Afrika immer mehr mit Namen und Zeichen füllte, so wird jetzt das Kulturbild Afrikas mit immer neuen Strichen und Farben vervollständigt. Für einen Teil dieses Bildes liefert der vorliegende Band reichen Stoff.

Thule. Altnordische Dichtung und Prosa. Herausgegeben von Professor Felix Niedner. Jena 1920, Diederichs. Einleitungsband: Islands Kultur zur Wickingerzeit. Von Felix Niedner. VI, 188 S. Geh. M. 15.—, geb. M. 25.—. 7. Band: Die Geschichte von Goden Snorri. Übertragen von Felix Niedner. 167 S. Geh. M. 10.—, geb. M. 20.—.

Niedner hat sich die schwierige Aufgabe gestellt, das abgelegene, vom Weltverkehr nicht berührte Island mit seiner uralten germanischen Kultur uns Deutschen näher zu bringen. Die hohe Auflagenziffer des ersten Bandes zeigt, daß es ihm gelungen ist. Ein schöner und wohlverdienter Erfolg des Herausgebers und des Verlegers. Als neuer Band der Sammlung erscheint nun in Niedners Übertragung die Geschichte von Goden Snorri, deren Kern trotz der romanhaften Ausschmückung wohl historisch ist. Aufgeschrieben würde sie wahrscheinlich von dem Abt Hall Gigurssohn des Augustinerklosters in Heiligenberg (Nordwestisland), der von 1221 bis 1225 als Abt wirkte; doch sind die darin geschilderten Kulturzustände nach Niedners Ansicht die der Haupthandlung um 1000 (genauer 978 bis 1031). Snorris Leben mit seinen Abenteuern, Fehden und Kämpfen, sein Eintreten für die Annahme des Christentums werden dargestellt. Kaum ein Zug altisländischen Lebens fehlt. Besonders interessant sind die Rechtsverhältnisse; Selbsthilfe und Vergleich spielen darin eine große Rolle. Altertümliche Einrichtungen, Spuk und Gespensterglaube fehlen nicht. So wird ein eigenartiges Kulturbild aus Islands Vergangenheit lebendig. Wer das altisländische Heldenzeitalter mit seiner Wickingerkultur in einer modernen Darstellung und in einer alten Sage kennenlernen will, greife zu diesen beiden Bänden.

Schöne Literatur

Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen. Herausgegeben von Professor Dr. Otto Hellinghaus. Freiburg i. Br., Herder. Jeder Band M. 17.—. Bd. 1: 332 S. Bd. 2: 317 S.

Im Schatten. Roman von M. Scharlan (Magda Alberti). 5. und 6. Auflage. Freiburg i. Br. o. J., Herder. 350 S. M. 18.60.

Besuch bei Sem, Cham und Japhet oder Reise in das Heilige Land. Von Alban Stolz. 12. Auflage. Ebenda. Geb. M. 15.—.

Tapfer und treu. Memoiren eines Offiziers der Schweizer Garde Ludwigs XVI. Historischer Roman in zwei Bänden. Von Joseph Spillmann. S. J. 12. und 13. Auflage. Ebenda. Bd. 1: 285 S. Bd. 2: 289 S.

Lucius Flavus. Historischer Roman aus den letzten Tagen Jerusalems. Von Joseph Spillmann. S. J. 16. und 17. Aufl. Ebenda. Bd. 1: 338 S. Bd. 2: 341 S. Bd. 1 u. 2: geb. M. 28.—.

Kreuz und Chrysantemum. Eine Episode aus der Geschichte Japans. Historische Erzählung in 2 Bänden von Joseph Spillmann. S. J. 7. und 8. Auflage. Ebenda. Bd. 1: 276 S. Bd. 2: 271 S.

Der ewige Jude. Episches Gedicht von Joseph Seeber. 14. bis 16. Aufl. Freiburg i. Br., Herder o. J. 211 S. Geb. M. 13.—.

Im Kampfe gegen die Schundliteratur ist schon manches erreicht worden, zumal Männer und Frauen aller Kreise von den verschiedensten Ausgangspunkten, mit den verschiedensten Mitteln sich an dieser wichtigen Volkserziehungsaufgabe beteiligt haben. Recht gute Erfolge hat dabei die katholische Literatur gehabt, die in weiten Kreisen Verbreitung gefunden hat. Bis zu 30 000 Exemplare sind von einzelnen der obengenannten Werke verkauft worden. Über den künstlerischen Wert kann man streiten, aber unzweifelhaft ist, daß alle packend geschrieben sind, daß sie keine anstößigen Stellen enthalten, daß alle mit ihren ethischen und konfessionell-religiösen Tendenzen für die katholische Kirche wertvolle Kämpfer um die Seele des Volkes sind. Dadurch ist diese Literatur ein wichtiges Volkserziehungsmittel, mag das Ziel auch vom Standpunkt des Nichtkatholiken zu eng und einseitig gefaßt sein.

Mein Freund Lindwurm und andere Erzählungen. Von Richard Jahnke. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. 1920. 242 S. M. 15.—.

Ein Gruß hinüber in jene Welt ist das Buch, ein Gruß für den gefallenen Sohn, den ersten Leser dieser Geschichten; und nur wer das sanfte Wehen der Offenbarungen aus jener Welt fühlt, kann das Tiefste in den Erzählungen miterleben. Dabei vergißt aber der Verfasser durchaus nicht diese Welt über jener. Trotz des Leides, von dem gleich das erste Blatt mit seiner Widmung redet, dem wir auch in den Erzählungen begegnen, sehen wir die Welt als Gottesgarten und die Menschen, die darin wandeln, als Gotteskinder. Wir werden mit Menschen bekannt, die wegen ihres äußeren Mißerfolges verlacht und verspottet werden; aber das alles konnte nicht die Ewigkeitswerte zunichte machen, die in ihnen schlummern, und die man bei vielen „Großen" vergebens sucht. Ein besonderer Reiz der Erzählungen besteht darin, daß trotz dieser Höhen und Tiefen, die dem oberflächlichen Leser gar nicht zum Bewußtsein kommen, auch der Behaglichkeit und dem Humor der nötige Raum gegeben wird. Gleich die erste Geschichte, die dem Buch den Titel gegeben hat, beginnt mit den Worten: „So behaglich war es mir noch nie auf einer Eisenbahnfahrt gewesen." Dieser Zug der Behaglichkeit geht durch die ganze Erzählung, die uns einen Menschen voll Güte zeigt mit einem Stich ins Humoristische, worauf uns der Titel vorbereitet. Im Hintergrund liegen eine Menge schwerwiegender Probleme, deren Lösung im Vorübergehen nur eben angedeutet werden konnte, die aber die Elemente zu einem wertvollen psychologischen Roman enthalten.

Da der Verfasser ein großer Erzieher ist, kann er die Leiden und Freuden des Schülers wie des Lehrers künstlerisch gestalten. Wir empfinden die ganze Qual des sitzen gebliebenen Schülers mit und machen ebenso die Hölle des Lehrers durch, der keine Disziplin halten kann. Aber bei beiden Darstellungen vermissen wir die übliche Bitterkeit, mit der sonst der unterliegende Teil auf Gott und Welt schimpft, sondern wir spüren echte wahre Tragik des Lebens, das eben seine Auswahl trifft und auf die keine Rücksicht nehmen

kann, die an eine falsche Stelle geraten sind. Der feinsinnige Schulmann weiß auch, daß die Tragik des Lehrers weit größer ist als die des Schülers. Auch dieser Stoff könnte zu einem umfassenden Roman ausgebaut werden, zu dem es dem vielerfahrenen Verfasser gewiß nicht an Stoff fehlen würde.

Noch wäre zu erzählen von der tapfern Fischerstochter Martha Pahlsen, dem Schuster Wolter und dem Wilddiebssohn Fritz Rademaker, Gestalten, die unsere Teilnahme nicht weniger verdienen, als die andern. Alle zusammen werden jedem lieb sein, der das Herz auf dem rechten Fleck hat. Darum können wir das Buch als Geschenk für jedermann empfehlen und jeder Bücherei zur Anschaffung. Walter von Hauff.

Buch der Zeit. Lieder eines Modernen. Von Arno Holz. Endgültige Ausgabe. Dresden o. J. Sibyllen-Verlag. XXVIII, 337 S. Geh. M. 14.—, geb. M. 20.—.

Arno Holz läßt sein „Buch der Zeit" bereits in vierter Fassung in die Öffentlichkeit gehen; vorläufig soll es die letzte, endgültige sein. Als es 1886 zum ersten Male erschien, war Holz einer der modernsten Dichter, um den sich ein heftiger literarischer Kampf drehte. Heute ist es ruhiger um Holz geworden, heute gehört er zur „Literatur" und steht schon in den Literaturgeschichten. Wer die Frühentwicklung dieses Dichters kennen lernen will, findet alles Wesentliche und Charakteristische der Gedichte in dieser Sammlung, die nach dem Inhalt geordnet folgende Gruppen unterscheidet: Vivos voco, literarische Liebenswürdigkeiten, Deutsches, Gärung. Ist Arno Holz auch nicht mehr „modern", so ist er doch kein Philister, sondern fühlt sich noch immer als „des Zeitgeistes Straßenkehrer". Danach ist auch der Inhalt der Gedichte einzuschätzen.

Klarheit. Roman von Henri Barbusse. Zürich 1920, Rascher. 393 S. M. 20.—.

Barbusse ist mit einem Schlage einer der führenden Schriftsteller Frankreichs geworden, und er hat als Führer der Clarté-Bewegung auch über die Grenzen seiner Heimat hinaus Anerkennung gefunden. Im vorliegenden Bande zeigt er das Ringen eines Mannes, der durch die Kriegserlebnisse zur Klarheit und Wahrheit geführt wird. In dichterischer Form stellt er so die Grundgedanken der Clarté-Bewegung dar und schließt ein großzügiges, z. T. recht anfechtbares Kulturprogramm: „Das Leben begreifen und es in einem Wesen bis zum Grunde lieben, das ist die Aufgabe eines Menschenwesens, das ist das Meisterwerk eines Menschenlebens. — Leben, das heißt: glücklich in seinem Leben sein". Als Roman ein Meisterwerk psychologischer Darstellung, einer der wenigen künstlerisch wertvollen Kriegsromane.

Rückblick von dem Jahre 2000 auf das Jahr 1887. Roman von Edward Bellamy. München 1919, Georg Müller. VII, 322 S. Oktav.

Der Verlag hat sich ein Verdienst erworben, gerade in unserer Zeit diesen Roman wieder der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Er malt ein völlig kommunistisches Gemeinwesen, wie man es in Gesprächen öfter von Utopisten vor-

geschlagen hört. Das Buch enthält eine Reihe von recht anregenden volkswirtschaftlichen und politischen Problemen, doch empfiehlt es sich, im Anschluß an dieses Buch auch eine Art Fortsetzung und Widerlegung zu lesen, die unter dem gleichen Titel in Reklams Universalbibliothek erschienen ist.

Jugendbücher

Nonni. Erlebnisse eines jungen Isländers, von ihm selbst erzählt. Von Jon Svensson. Freiburg i. Br. o. J., Herder. XI, 355 S. mit 12 Bildern, Oktav. Geb. M. 22.50.
Das Buch ist bereits in 20 000 Exemplaren in Deutschland verbreitet und hat auch in protestantischen Kreisen Aufnahme gefunden. Die Beliebtheit dieser Erzählung beruht neben dem Interesse für das ehrwürdige, weit abgelegene nordische Sagaland auf der frischen und reinen Darstellungsart dieser Selbsterlebnisse.

Der Märchenvogel. Ein Buch neuer Märchen und Mären von Laurenz Kiesgen. Freiburg i. Br. o. J., Herder. 186 S. mit 20 Bildern. M. 18.—.
Dieses Märchenbuch liegt nun in 4.—6. Auflage vor, ein Zeichen, daß es nach Inhalt und Darstellung in den Kreisen der Jugend, vor allem der katholischen, gern gelesen wird.

Bongs Jugendbücherei. (Berlin, 1921. Richard Bong.) 8°.
Die Zahl der sogenannten Jugend- und Volksbücher ist unübersehbar. Wer als Vater oder Erzieher sich der Aufgabe unterzieht, diese Bücher nach Inhalt, Darstellung und Ausstattung zu untersuchen, findet sich meist tief enttäuscht. Nur wenige genügen den hohen Anforderungen, die man an diese Bücher stellen muß, denn „das Beste ist für die Jugend gut genug“, wird auch derjenige sagen, der nicht das Schlagwort von dem Jahrhundert des Kindes für berechtigt hält. Eine sehr erfreuliche Neuerscheinung ist der erste Band von Bongs Jugendbüchern: Gemälde und ihre Meister, die unsere Jugend kennen sollte. Mit erklärenden Texten berufener Führer und Freunde der Jugend sowie einem Geleitwort von Dr. Arnold Reimann. (Berlin 1921, Rich. Bong.) Das Buch geht davon aus, daß sich unsere Gesamtkultur mit künstlerischem Geiste durchdringen müsse, daß Kunst Volkseigentum sei und nicht mehr Vorrecht der Gebildeten und besitzenden Stände bleiben dürfe. Es wendet sich deshalb an die Jugend, das Volk und die Jugend- und Volkserzieher. Es bringt acht farbige und 40 schwarze Abbildungen von Meisterbildern seit Ausgang des Mittelalters und zu jedem Meister eine kurze Erläuterung, die das Gegenständliche, Persönliche und Charakteristische heraushebt. Die Mitarbeiter, zu denen u. a. Max Osborn, Max Grube, Fritz von Ostini, Fritz Stahl gehören, haben volkstümlich, leicht verständlich und vor allem nicht langweilig geschrieben. Besonderer Dank aber gebührt neben dem Verleger dem Herausgeber Arnold Reimann, der in einem Geleitwort das Problem der Kunsterziehung kurz und klar dargestellt hat. Ein empfehlenswertes Geschenkbuch für die reifere Jugend. Auch der zweite Band dieser Bücherei: Wilde Tiere, die unsere Jugend kennen sollte. Von Dr. Adolf Heil-

born ist recht empfehlenswert. Es ist ein zoologisches Plauderbuch, das Freude an der Natur und Liebe zu ihren Geschöpfen wecken will und wecken kann. Heilborn erzählt Geschichten von mancherlei Tieren, um Achtung vor dem Tiere und Verständnis für seine Eigenart und sein Recht zu predigen. Den lehrhaften und den schulmeisterlichen Ton vermeidet er dabei recht geschickt.

Bilderbücher. Der Verlag Alfred Hahn (Leipzig) hat auch in diesem Jahre einige recht gute Bilderbücher in den Handel gebracht. Für die ganz Kleinen ist Hopp, hopp, ho! Alte Reime mit neuen Bildern von Else Wenz-Viëtor bestimmt (unzerreißbare Ausgabe M. 14.— und Teuerungszuschlag): sehr gute Bilder mit niedlichen Verslein. Für Kinder vom 5.—8. Lebensjahre ist das Prachtbilderbuch bestimmt: Kinderreich, was kommt dir gleich! Ein Bilderbuch von Else Wenz-Viëtor zu lustigen Bildern von Lina Sommer und Carl Ferdinands (M. 20.— und Teuerungszuschlag). Es ist für ein Bilderbuch wohl die höchste Anerkennung, wenn man ihm bescheinigen kann: künstlerisch, farbenfroh und lustig. Frohe, humorvolle Bilder aus dem Leben der Kinderstube bringt Kunterbunt. Ein lustiges Bilderbuch. Bilder von Ernst Kutzer. Verse von Adolf Holst (M. 15.— und Teuerungszuschlag). Von denselben Künstlern stammen noch zwei reizende kleine Märchen: Der Puppenzwerg (M. 15.— und Teuerungszuschlag), das Knaben und Mädchen von 6—10 Jahren viel Freude bereiten wird, und das Wintermärchen: Der Weihnachtsstern (M. 24.— und Teuerungszuschlag), dessen Bilder und Verse den rechten Kinderton treffen. Auch von Gertrud Caspari, die den Kindern schon eine Reihe beliebter Bilderbücher geschenkt hat, liegt ein neues Werk vor: Mein Märchenbilderbuch (M. 20.— und Teuerungszuschlag). Es enthält sieben der schönsten Grimmschen Märchen mit 44 stimmungsvollen bunten Textbildern. Hoffentlich finden solche künstlerisch wertvollen Bilderbücher trotz der schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse den Weg zu recht vielen Kindern.

GESELLSCHAFTSNACHRICHTEN

Die Feier des 30jährigen Bestehens der Comenius-Gesellschaft fand am Sonnabend, den 15. Oktober abends 8 Uhr in der Aula des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums in Gestalt einer Festsitzung statt, in der die tschechoslowakische Republik zu Ehren sowohl ihres Nationalphilosophen wie unserer Gesellschaft durch Herrn Legationsrat Eduard Machatý offiziell vertreten war. Nach Eröffnung der Sitzung durch den bisherigen ersten Vorsitzenden und dem Vortrag der Arie „O hätt' ich Jubals Harf'“ aus dem Oratorium „Josua“ von Händel durch die Konzertsängerin Fräulein Lisa Kosch hielt Herr Professor Ferdinand Jakob Schmidt den ersten Festvortrag über „Das Schicksal des deutschen Volksbildungswesens“. Er zeigte, wie alle Kulturvölker ein die Volksgenossen einigendes soziales Band besäßen, bestehe dies nun in der gemeinsamen, hoch und niedrig verbindenden Sitte wie bei den Engländern oder in dem gemeinschaftlichen Glaubensbekenntnis wie bei den Spaniern, Italienern und Schweden.

Nur das deutsche Volk entbehrt des heute und für die Zukunft mehr denn je notwendigen sozialen Bindemittels. Hoffnungslos zerspalten ist unser öffentliches und religiöses Leben. Das aber war das Bedeutsame an dem Vortrage des Redners, daß er diese kirchliche und politische Zerrissenheit in keiner Weise bedauerte, sondern die Mannigfaltigkeit als notwendigen Ausdruck des geistigen Reichtums unseres Volkes pries. Er rührte an das bedeutsame Problem des Verstehens, das etwas ganz anderes sein müsse als bloße Auslöschung der Gegensätze und charakterlose Verwässerung, und betonte, daß das verbindende Gemeinsame, das allein unser schwergeprüftes Volk zu einigen vermöchte, nur noch in der nationalen Bildung liegen könne. Nicht in der Wissenschaft, die mit Notwendigkeit international ist, nicht in dem unheilvollen und zudem inhaltlich falschen Gemeinplatz: „Wissen ist Macht", sondern in dem Teilhaben aller an den Schätzen namentlich unseres nationalen Schrifttums, der schönen Literatur, Musik, Philosophie, beruht unsere gemeinsame geistige Zukunft, wert, daß sich alle unsere Gebildeten für sie mit der Tat einsetzen.

Nach dem beifällig aufgenommenen Vortrage verlas der Generalsekretär folgendes Telegramm: „Zum 30jährigen Stiftungsfeste gestatten wir uns, der Comenius-Gesellschaft, die sich einen der teuersten Namen des tschechoslowakischen Volkes zum Sinnbild ihrer idealen Bestrebungen erwählt hat, die herzlichsten Glückwünsche darzubringen." Herr Konzertsänger Karl Schulz erfreute die Versammlung mit Georg Henschels „Morgenhymne" und Fräulein Lisa Kosch mit vier Liedern von Hugo Wolf, von denen namentlich Eduard Mörikes „Du bist Orplid mein Land" — von der Sängerin sinnig ausgewählt und stimmungsvoll vorgetragen — dem Geiste, der unsere Gesellschaft beseelt, trefflichen Ausdruck lieh. Wollen doch gerade wir unser Volk, d. h. uns alle aus dem seelischen Jammer der Gegenwart heraus jenem Lande der Sehnsucht nähern, von dem die Dichter sagen!

Dann bestieg unser Vorstandsmitglied Herr Stadtschulrat Dr. Arthur Buchenau die Rednerkanzel zu einem kurzen Vortrage über „Die Idee der Nationalhumanität". Er zeigte, wie Comenius das Problem der Volksbildung als erster in der modernen Zeit in seiner Universalität erfaßt habe, und zwar vom philosophischen, pädagogischen, nationalen, sozialen und schließlich religiösen Standpunkte seiner „Pansophie" (Allweisheitslehre) aus, womit er geradezu als ein Vorläufer Wilhelm von Humboldts und Pestalozzis im Punkte des Ideals der Nationalhumanität angesehen werden kann. Lebendige Persönlichkeitsbildung und Eingliederung in die Volkskultur und in die Gemeinschaft: beides gehört für Comenius aufs engste zusammen. Und so bietet er Richtlinien nicht nur für die in sich zerrissene Gegenwart, sondern auch für eine ferne Zukunft. Mit der von Herrn Karl Schultz vorgetragenen Gralserzählung aus dem „Lohengrin" schloß die Feier.

Paul Feldkeller

Spenden vom 11. Oktober bis 31. Dezember 1921.

M. 3850.— Sammlung Alfred Unger; M. 3000.— Sam. J. Unger, South Bend, India; M. 1000.— Direktor Heinr. Stahl, Dahlem; M. 200.— Paul Burstein, Hohenelbe; M. 50.— Loge zu den 3 weißen Felsen, Weißenfels; M. 30.— Dr. E. von Sieglin, Stuttgart; je M. 20.— Ad. Dietz, Leipzig-Gohlis; Franz Engelhard, Charlottenburg; Frl. Helene Podmanitzky, Heidelberg; M. 15.— Loge Wahrhaftigkeit und Bruderliebe, Döbeln; je M. 10.— Th. M. Barthel, Dresden; Hermann Landsberger, Berlin W. 50; Loge Borussia, Schneidemühl.

	i. Sa.:	M. 8 235.—
Dazu die Summe unserer Quittung in Heft 7/8	„	18 494.05
	Bisher zusammen:	M. 26 729.05

Wir bitten um weitere Spenden. Bei den aufs Vielfache gestiegenen Herstellungskosten kann unsere Zeitschrift und unsere Gesellschaft nur mit Zuhilfenahme dieser Spenden erhalten werden.

Mit Rücksicht auf die so sehr gestiegenen Postgebühren wolle man für die Folge bei Anfragen an die Comenius-Gesellschaft das Antwortporto beifügen (richtig frankieren!)

Wichtige Erinnerung.

Wie angekündigt, wurden an diejenigen unserer Mitglieder, die ihren Beitrag für das laufende Jahr trotz wiederholter Bitten noch nicht eingesandt hatten, Postnachnahmen gesandt. — Infolge vieler Wohnungsänderungen, die uns nicht mitgeteilt worden waren, sind viele dieser Nachnahmen unbestellbar. Wir bitten dringend um rechtzeitige Bekanntgabe jeder Veränderung.

Die Geschäftsstelle.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Georg Heinz, Berlin O 34, Warschauer Str. 63.
Verlag: Alfred Unger, Berlin C 2, Spandauer Str. 22.

